

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Geschichte der neuesten Zeit

1815 - 1885 ; in vier Bänden

Von 1848 bis 1863

Bulle, Constantin

Berlin, 1888

Fünfter Abschnitt: Die Einigung Italiens (1859-1860).

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6475

wesen sein würden, während der Sultan für sich nicht weniger als 40 Millionen Mark verwandte, der Großvezier ein Gehalt von 600 000, der Finanzminister von 300 000 Mark bezog und so die übrigen Würdenträger im Verhältnis. Um diese Summen aufzubringen mußte die christliche Bevölkerung mit den schwersten Steuern gedrückt werden; die Unzufriedenheit, das Verlangen nach einer selbständigen nationalen Existenz zog daraus immer neue Kräfte, und nur der Mäßigung Rußlands, der türkenfreundlichen Gesinnung Englands und Österreichs, der tiefen Verwicklung Frankreichs in andere Fragen war es zuzuschreiben, daß der oft gefürchtete allgemeine Aufstand der slawischen Stämme immer und immer wieder auf sich warten ließ.

Italien vor dem Kriege.

Italien und
das Nationalitätsprinzip.

Mittlerweile hatte das Nationalitätsprinzip unter Napoleons Beistand längst in Italien seinen ersten entscheidenden Sieg gefeiert, einen Sieg, gegen den die kleinen Erfolge desselben im Orient vollständig in den Schatten traten. Schwer und mühevoll war es gewesen den Stein ins Rollen zu bringen; aber sobald er einmal in Bewegung gesetzt war, riß er unaufhaltsam alles mit sich fort, was ihm in den Weg trat, und Napoleon selbst war nicht mehr imstande ihm Halt zu gebieten. Die große Umgestaltung nahm Verhältnisse an, die weit über seine Wünsche und Erwartungen hinausgingen: die Ideen waren mächtiger als die Menschen; nur der behielt die Kraft sie zu lenken und zu meistern, der selbstlos sich in ihren Dienst gestellt, der innerlich von ihnen durchdrungen war. Dem französischen Kaiser galt die Wiedergeburt der Völker, die Erhebung des Nationalitätsprinzips zu dem herrschenden Grundsatz, an dem die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Staaten gemessen werden sollte, doch nur als Mittel zu ganz anders gearteten eigensüchtigen Zwecken; er wollte davon Gebrauch machen, wo es ihm vorteilhaft schien, und es schien ihm nach und nach an nicht wenigen Orten vorteilhaft; aber er dachte nicht daran das Mittel zum Selbstzweck zu erheben, dem auch er sich beugen und gehorchen müsse. Der Mann, der das Nationalitätsprinzip in diesem Sinne auffaßte, der alle seine Kraft aus ihm sog und auch die bitteren Folgen zu verschmerzen wußte, war Camillo Benso Graf di Cavour, der Schöpfer des neuen Italien. Mit allen seinen Vorzügen und allen seinen Schwächen ein echter Sohn seines Volkes und seiner Zeit, gehörte er zu jenen Männern, die ebenso sehr durch die heiße Leidenschaft des Herzens wie durch das nüchterne Urtheil des prüfenden Verstandes auf ein einziges Ziel hingedrängt werden, das zu erreichen ihnen Lebenszweck, Gewissenssache und unaussprechliches Glück zugleich ist. Seit er die nationale Einigung Italiens als seine persönliche Aufgabe erfaßt hatte, gehörte jede Minute, jeder Gedanke, jede Fiber seines Herzens diesem Ziele. Bald vorsichtig und zurückhaltend, bald leidenschaftlich drängend, bald achtsam vorbereitend,

Napoleon.

Cavour.

bald hastig=entschlossen zugreifend, schonte er sich selbst nicht und gönnte anderen keine Schonung, hieß er jedes Mittel gut, das Erfolg versprach, ordnete er dem einen Endzweck jede seiner Handlungen, seine ganze Person unter. Mag mein Ruf, mein guter Name darüber zu Grunde gehen, so schrieb er; gleichviel, wenn nur Italien gemacht wird. Eine heitere, lebensfrohe Natur, voll Empfänglichkeit und Verständnis für die Wirklichkeit, frei von jedem Anfluge phantastischer Träumerei, durchschaute er die Bedingungen, unter denen er seine Aufgabe lösen mußte, mit der nüchternsten Klarheit, die sich doch wieder zu fast prophetischem Scharfblick steigerte und ihm den Mut gab Schritte zu wagen, die dem kurzichtigen Beobachter oft genug wie das ziellose Umhertasten eines Abenteurers erschienen. Gewandt und verstellungreich, ein Meister in der Intrigue, verschmähte er durchaus nicht die Schleichwege und die kleinen Künste der Diplomatie; aber mehr als durch sie täuschte er seine Gegner durch die vielbespöttelte Offenheit und Zuversicht, mit der er seine letzten Ziele rückhaltslos aussprach und doch dabei Wege einschlug, die in völlig entgegengesetzter Richtung zu laufen schienen. Er wußte, daß er nur auf Umwegen ans Ziel gelangen könne, und ließ sich den weitesten Bogen nicht verbrießen, wenn er ihn nur ein Stückchen auf seinem Wege förderte. Sein Herz brannte vor Verlangen selbst noch der Früchte seiner Arbeit zu genießen und nie zweifelte er daran, daß diese Früchte reifen würden; aber ob in zwei, in zwanzig, in hundert Jahren, das wußte er nicht, und doch hemmte diese Unsicherheit nie seine Thatkraft, lähmte nie seinen Eifer. Aus konservativen, streng-katholischen Familienkreisen hervorgegangen, war er zum Bruche mit vielen Vorurteilen und festgewurzelten Empfindungen genötigt; aber sollten auch die ältesten Freunde sich in bittere Feinde verwandeln, so galt das Opfer ihm nicht zu hoch. Er hatte in den Jahren der stürmischen Aufregung tapfer und trotzig zur Mäßigung geraten, dem Spotte der Radikalen und dem Toben der Gallerieen gelassen die Stirne geboten und gern sich als „Mylord“ Cavour und als Führer der Popspartei, wie man die Aristokraten nannte, mißhandeln lassen. Es machte ihn nicht irre, daß in diesen Jahren sein Programm der Reformen kein Verständnis fand. Der politischen Erhebung des Volkes, das war seine Überzeugung, konnte nur durch die wirtschaftliche eine feste Grundlage gegeben werden. Wie er vor 1848 in dem absoluten Staate unablässig die Hebung der Landwirtschaft, die Förderung der Gewerbthätigkeit, die Befreiung des Handels verfochten hatte, so fuhr er in diesen Bemühungen nach 1849 fort. Aber freilich war sein Gesichtskreis ein weiterer geworden. Er hatte sich von den letzten Resten aristokratisch-konservativer Vorurteile frei gemacht; er ermaß die Notwendigkeit umfassender Reformen und verlangte, daß die Minister die ruhigen Zeiten, die eingetreten waren, dazu benutzen und sich so als wahre Staatsmänner erweisen sollten. Offenkundig vollzog er seinen Übertritt zur liberalen Partei durch die glänzende Verteidigung des Gesetzes, durch welches der Justizminister

Parteistellung
während der
Revolutions-
jahre.

Die Siccar-
bischen Gesetze.

Eintritt Ca-
vours ins
Ministerium.

Handelsver-
träge.

Das Konnu-
bium.

Cavours
Rücktritt.

Siccardi die geistlichen Gerichte beseitigte. Als dasselbe am 9. März 1850 mit großer Mehrheit angenommen und dadurch das Ministerium Azeglio neu befestigt war, konnte der Eintritt Cavours in den Rat der Krone nur noch eine Frage der Zeit sein, und kaum erledigte der Tod seines Freundes Santa Rosa das Ministerium des Handels und Ackerbaues, so ward er vom Könige am 11. Oktober 1850 an diese Stelle berufen. Sofort begann er seine volkswirtschaftlichen Grundsätze ins Leben zu führen. Die einseitige Aufhebung der Schutzzölle würde in der Kammer einer übermächtigen Opposition begegnet sein; deshalb stand Cavour davon ab und wählte den Weg der Handelsverträge, durch die er für die piemontesische Industrie Gegenleistungen von Frankreich, Belgien und England erwirkte. Aber auch aus politischen Gründen zog er dieses System vor. Wir wollen, rief er der Kammer im Januar 1851 zu, durch unsere Verträge jenes wünschenswerte Bündnis herbeiführen, das zwischen den freien Völkern Westeuropas herrschen muß. Die freien Völker waren dabei allerdings nicht viel mehr als ein verlockendes Aushängeschild; denn Cavour trug nicht das mindeste Bedenken sich auch dem unfreien Frankreich anzuschließen und unmittelbar nach dem Staatsstreich Napoleons Gunst dadurch zu gewinnen, daß er das Urtheil über Beleidigungen fremder Herrscher den stets zur Freisprechung geneigten Geschworenen entzog. Aber im Inneren wollte er in der That liberal regieren, und weil er das wollte, befriedigte ihn die bisherige ministerielle Mehrheit nicht. Diese bestand aus der Rechten und dem rechten Centrum; schon das linke Centrum, dessen Führer Rattazzi und Lanza waren, befand sich für gewöhnlich in der Opposition. Andererseits konnte Azeglio auch auf die Unterstützung der Revel und Margarita nie mit Sicherheit zählen, und die Verhältnisse geboten daher augenscheinlich eine Verschiebung des ministeriellen Schwerpunktes nach links hin. Cavour sah das ein; er erbat sich und erhielt bei jenem Gesetze über die Beleidigung fremder Herrscher die Unterstützung Rattazzis und erklärte dies offen in der Sitzung vom 5. Februar 1852. Erzürnt bezeichnete Revel diese Ehe (connubio) mit dem linken Centrum als die Scheidung von der Rechten und gab dadurch der neuen Parteiverschmelzung den Beinamen des Konnubiums, den sie behalten hat. Aber nicht die beleidigte Rechte allein war unzufrieden mit Cavours Verfahren; fast das ganze Ministerium mißbilligte seinen Schritt, und als er trotzdem entschlossen die Konsequenzen zog und bei dem Tode des Kammerpräsidenten Pinelli die Wahl Rattazzis auf diesen wichtigen Posten beförderte, brach der Konflikt offen aus, und das Ministerium reichte am 16. Mai 1852 seine Entlassung ein.

Für kurze Zeit behauptete die konservative Partei den Sieg. Da nur Farini, der seit einem Jahr etwa Unterrichtsminister war, auf Cavours Seite stand, so entschloß sich der König seine übrigen Räte nicht zu entlassen, und Azeglio blieb noch einige Monate am Ruder. Gerade diese Frist bewies aber, wie richtig Cavour gehandelt hatte. Als das

Ministerium ein Gesetz über die Civilehe einbrachte, hatte es große Schwierigkeiten eine Mehrheit dafür zu finden, und Azeglio fühlte sich durch diese parlamentarischen Nöte so ermüdet, daß er im Oktober sein Entlassungsgesuch wiederholte. Diesmal nahm der König es an. Balbos Versuche ein konservatives Kabinett zu bilden scheiterten, und am 4. November 1852 ward Cavour mit der Neubildung des Ministeriums und dem Vorsitz in demselben betraut, den er von da ab mit kurzer Unterbrechung bis an seinen Tod bekleiden sollte.

Sein Wieder-
eintritt.

Jetzt erst war er imstande, gestützt auf das Konnubium, seine Politik nach allen Richtungen zur Ausführung zu bringen. Drei Gesichtspunkte waren es, die er vorzugsweise ins Auge faßte: es galt das Land durch innere Reformen zu stärken, das Vertrauen auf Piemont in dem übrigen Italien zu beleben und unter den Mächten Europas Freunde und Bundesgenossen für den Krieg mit Oesterreich zu werben. In allen drei Richtungen hatte Azeglio und hatte Cavour selbst schon tüchtig vorgearbeitet; aber erst jetzt und von jetzt an volle sechs Jahre hindurch hatte der große Staatsmann freien Spielraum für seine Entwürfe und konnte sich auf eine Kammermehrheit stützen, die ihn selbst dann nicht im Stich ließ, wenn seine Politik sich verschleiern und scheinbar befremdliche Wege wandeln mußte.

Die inneren Reformen kamen vor allem dem Heere zu gute, dessen Schlagfertigkeit von dem fleißigen und entschlossenen, wenn auch kurz-sichtigen Lamarmora durch Abschaffung vieler Mißbräuche, durch Schärfung der Disziplin und besonders auch durch Nachahmung preussischer Einrichtungen gehoben wurde. Handel und Verkehr nahmen einen großen Aufschwung durch die Zollermäßigungen und durch den Bau von Eisenbahnen, dem der Venetianer Paleocapa seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte. In den sechs Jahren nach 1848 wurden 400 Kilometer neu gebaut, während es vorher nur gegen 20 gegeben hatte. Der Eisenbahn über den Apennin, die seit 1853 Turin mit Genua verband, folgten die Vorbereitungen zur Durchbohrung des Mont-Genis, mit der am 30. August 1857 der Anfang gemacht wurde. Die Einfuhr des Landes wuchs von 1850 ab in drei Jahren um das fünffache; mit der Ausfuhr freilich stand es schlimm, denn die beiden Hauptartikel, Wein und Seide, wurden mehrere Jahre hindurch von Krankheiten der Reben und der Seidenraupen schwer heimgesucht. Unter diesen Umständen vermochten auch die Finanzen des Landes, die Cavour persönlich leitete, sich nicht zu erholen und zu vielen nötigen Dingen, beispielsweise zur Hebung des Volksschulwesens, fehlte weniger der gute Wille als das Geld. Sehr nahe lag die Versuchung der Finanznot, die durch mehrere Anleihen nur noch wuchs, durch Einziehung des reichen Kirchengutes abzuheben. Aber dazu mochte Cavour sich nicht entschließen. Er hob allerdings durch das Klostergesetz von 1855 über 300 Ordenshäuser mit mehr als 4000 Mönchen und 1200 Nonnen auf und ließ nur 264 Niederlassungen mit ungefähr 4000 Insassen bestehen; aber das Geld, welches der Verkauf

Lamarmora
und das Heer.

Handel und
Verkehr.

Schule und
Kirche.

Ministerkrisis.

ergab, floß in eine besondere Klasse und diente zur Aufbesserung schlecht besoldeter Pfarrstellen; für die wirtschaftliche Lage des Landes war das Gesetz nur insofern ein Gewinn, als die Kirchengüter von ihren neuen Besitzern ganz anders ausgenutzt wurden als bisher. Die ultramontane Partei hatte die äußersten Anstrengungen gemacht die Vorlage zu hinterreiben. Auf die erste Kunde davon exkommunizierte der Papst die Urheber und die Vollstrecker; an den König, der eben damals binnen fünf Wochen Mutter, Gemahlin und Bruder durch plötzliche Todesfälle verlor, drängte sich der hohe Klerus in der Hoffnung sein erschüttertes Gemüt vollends einschüchtern zu können; und als das Gesetz trotz alledem von den Abgeordneten angenommen war, versuchten die Bischöfe es im Senate dadurch zu Fall zu bringen, daß sie dem Staate dieselbe Summe, die als Erlös für die geistliche Klasse veranschlagt war, etwas über 900 000 Franken, bar auszuzahlen sich erbieten. Cavour hielt es demgegenüber für angemessen dem Könige seinen Rücktritt anzubieten und Viktor Emanuel schwankte in der That einen Augenblick. Allein bei ernster Erwägung erkannte er, daß Cavour's Entlassung vollends in dieser Zeit, wo Sardinien eben in den Krimkrieg eingetreten war, den Verzicht auf die ganze bisherige Politik einschließen würde. Das Anerbieten der Bischöfe wurde abgelehnt, das Gesetz vom Senate angenommen und vom Könige am 29. Mai 1855 vollzogen. Der Haß der Ultramontanen gegen Sardinien kannte nun allerdings keine Grenzen mehr; aber die Erfahrungen der letzten Jahre hatten hinreichend gelehrt, daß man ihn nicht zu scheuen brauche, daß entschlossene Gegenmaßregeln vielmehr auch den widerspenstigen Klerus zu bändigen instande seien. Über die Siccardischen Gesetze war ebenso heftiges Geschrei entstanden wie jetzt über den Verkauf der Klostergüter: der Heißsporn der Ultramontanen Frasoni, Erzbischof von Turin, hatte sich offen dagegen aufgelehnt und durch Gefängnisstrafe zur Ordnung gezwungen werden müssen; aber obgleich er infolgedessen sogar das Land verließ und es von Lyon aus durch Hirtenbriefe aufzuheben suchte, war die Regierung doch als Siegerin aus dem Streite hervorgegangen. Der Widerstand gegen das Klostergesetz verlief ebenso; der Verkauf der Kirchengüter ging unter großem Lärm der Ultramontanen trotz aller Drohungen mit den Strafen des Himmels glücklich von statten, und die Orden, die bestehen blieben und der Aufsicht des Staates unterstellt wurden, fügten sich wohl oder übel in das Unvermeidliche. Selbst bei den nächsten Wahlen im November 1857 gelang es der Priesterpartei nicht Rache zu nehmen; sie brachte durch den rücksichtslosen Gebrauch der geistlichen Waffen zwar eine starke Schar ihrer Anhänger in die Kammer, aber die Mehrheit blieb doch dem Ministerium und die lebhaften Besorgnisse, die Cavour eine Zeitlang gehegt, erwiesen sich als hinfällig.

Die Ultramontanen.

Die Radikalen.

Der radikalen Partei war mit dem Klostergesetze natürlich lange nicht genug gethan, und Cavour selbst wäre an die Verminderung der Bischofsstühle und ähnliche Reformen sehr gern herantreten; aber er

wußte, wie weit er gehen dürfe ohne auf unüberwindlichen Widerstand zu stoßen. Überdies hegte er vor den Radikalen keine große Furcht; sie waren nicht bloß in Sardinien eine schwache Minderheit geworden, sondern hatten auch im übrigen Italien viel von ihrer Macht verloren. Die öffentliche Meinung der ganzen Halbinsel, etwa Neapel ausgenommen, wandte sich mehr und mehr Sardinien zu. Schon 1851 bekannte sich Gioberti in seiner Verbannung zu der Ansicht, daß die Erneuerung Italiens ganz ausschließlich von Piemont zu erwarten sei und die Schrift, in der er die piemontesische Hegemonie predigte, sein *Rinascimento civile degl' Italiani*, die bürgerliche Erneuerung der Italiener, fand anhängliche und gelehrige Leser auch unter den extremen Parteien. Gerade von den bedeutendsten Köpfen wandten sich viele der Politik Cavour's zu. Der flüchtige Diktator von Venedig, Daniel Manin, der Sizilianer La Farina, der heldenmütige Verteidiger Roms, Garibaldi, und viele andere wurden allmählich an der Ausführbarkeit ihres republikanischen Programms irre, lernten an die Möglichkeit der konstitutionellen Monarchie glauben und brachten der Liebe zum Vaterlande ihre Parteianschauungen zum Opfer. Das Hauptverdienst an diesem Wandel fiel Cavour zu, wiewohl der König und Azeglio durch ihr treues Festhalten an der Verfassung die Wege geebnet hatten. Aber die Verfassung allein hätte jenen Republikanern kein Genüge gethan; die konstitutionelle Monarchie an sich hatte für sie noch immer keine Reize; sie glühten von dem Verlangen nach Rache an Oesterreich, und Rache an Oesterreich war es, was ihnen die Politik Cavour's verhieß. Schon nach jenem unglücklichen Mailänder Aufstandsversuche vom 6. Februar 1853 hatte Sardinien der feindlichen Großmacht gegenüber solche Entschiedenheit gezeigt, daß zahlreiche republikanische Herzen widerwillig dem Manne zujauchzten, der diese Sprache zu führen wagte. Daß die Gesandten gegenseitig abberufen wurden, daß die piemontesische Kammer einmütig ein Gesetz annahm, welches die flüchtigen, ihrer Güter beraubten Lombarden bestmöglich zu schützen suchte, daß ganz Europa die österreichischen Gewaltschritte mißbilligte, alles das war für Cavour und seine Politik ein großer Gewinn. Sie haben uns ein Übel zufügen wollen und haben uns den größten Dienst erwiesen, rief er; wir werden unseren Vorteil daraus ziehen: wir werden den Tessin um so früher überschreiten! Er verschmähte auch nicht die kleinen Nadelstiche um Oesterreich zu reizen; er wußte, daß Kundgebungen wie die Ernennung lombardischer Flüchtlinge zu sardinischen Senatoren in italienischen Herzen den lautesten Beifall wachrufen würden. Welches Vertrauen seine auswärtige Politik (die dem Namen nach übrigens Dabormida leitete) bereits erworben, zeigte ihm der Beifall, den trotz des heftigsten Widerspruches der Gegner sein Bündnis mit den Westmächten im Krimkriege fand. Was ließ sich gegen diesen Plan nicht alles einwenden! Wie entfernt und wie unsicher waren die Erfolge, die er versprach! Hatte Cavour doch nicht einmal die Fürsprache der Verbündeten für die lombardischen Flüchtlinge zu

Die Nationa-
len.Verhältnis zu
Oesterreich.

Der Krimkrieg.

erwirken vermocht! Und trotzdem stand die Mehrheit der Kammern zu ihm. Instinktiv fühlten die Italiener, daß dieser Schritt der Ausgangspunkt großer Ereignisse sein werde. „Als ich von diesem Bündnis erfuhr,“ erzählte später Carl Boerio, „fühlte ich auf meiner Galeere das Gewicht meiner Ketten leichter werden“; und Ferdinand II. von Neapel, der Boerio an die Galeere schmiedete, meinte gleichzeitig: „Diesmal hat er uns, dieser Herr Graf aus Piemont!“

Der Pariser
Kongreß.

Napoleons
Geneigtheit.

Englands
Haltung.

Die kriegerischen Vorbeern, die Lamarmora in der Krim, besonders an der Tschernaja erwarb, waren für Cavour's Politik von hohem Werte; aber wichtiger noch als sie war die diplomatische Ausnutzung der Teilnahme am Krieg auf dem Pariser Kongreß. Sardinien saß in der Reihe der Großmächte, saß gleichberechtigt an einem Tische neben dem gehäßten Österreich: schon das war ein großer Triumph. Aber noch mehr: Österreich stand allein, als lauer Freund, als halber Feind von allen Seiten mit Mißgunst betrachtet. Cavour hingegen, der nach einigem Bedenken selbst nach Paris gegangen war, erfreute sich nicht nur der Zuverlässigkeit seiner Verbündeten, sondern auch der freundlichsten Aufnahme von russischer Seite. Mit Napoleon hatte er bereits sehr genaue Fühlung gewonnen. Seit der ersten persönlichen Bekanntschaft, die er im September 1852, als er zeitweilig aus dem Ministerium geschieden war, in Paris gemacht hatte, war Cavour davon überzeugt, daß dem Kaiser Italien am Herzen liege und daß von ihm etwas zu erwarten sei. Diese Überzeugung hatte sich in den folgenden Jahren gekräftigt, und als bei dem Besuche, den Viktor Emanuel und Cavour im November 1855 in Paris abstatteten, Napoleon in seiner unbestimmten Weise wiederholt durch die Frage: Was kann man für Italien thun? das Gespräch auf die Zukunft der Halbinsel lenkte, schloß der kluge Diplomat daraus mit Sicherheit auf keimende Entwürfe des Kaisers. Zum Kongreß stellte er sich daher sehr zeitig ein und benutzte die Frist bis zur Eröffnung dazu den Boden zu prüfen. Er fand ihn günstig; Napoleon gab seine Zustimmung dazu, daß die italienische Frage in einer der Schlußsitzungen zur Sprache gebracht werde. Noch wagte der Kaiser nicht sich auf den Boden des Nationalitätsprinzipes zu stellen. Als Ausgangspunkt sollte die Anwesenheit österreichischer Truppen in den nördlichen Teilen des Kirchenstaates dienen. Sobald dies festgestellt war, berief Cavour den Romagnolen Minghetti nach Paris um von ihm die genauesten Nachrichten über die örtlichen Verhältnisse zu sammeln und stellte dann die Sachlage in einer Note dar, die er den französischen und englischen Vertretern am 27. März 1856 überreichte. Der freundlichen Gesinnungen Englands war er seit langem sicher. Die Pariser Reisen von 1852 und 1855 hatte er auch auf London ausgedehnt und dort bei Tories und Whigs Ermutigung gefunden. Der britische Gesandte in Turin, Sir James Hudson, „unser bester Gesandter“ wie Palmerston sagte, war der Sache Italiens mit Leib und Seele ergeben; Lord Clarendon, der Minister des Aeußeren und erste Bevollmächtigte auf dem Kongreß, ließ

im vertraulichen Gespräch sogar die Versicherung fallen, daß Englands Beistand in einem Kriege gegen Oesterreich Sardinien nicht lange fehlen werde. Einen besonderen Groll hegten die beiden Westmächte außerdem noch gegen Neapel, und das kam Cavour vortrefflich zustatten. Seit Gladstones Briefen an Aberdeen bestand zwischen England und Neapel offene Feindschaft; während des Krimkrieges dehnte diese sich auf Frankreich aus, indem Ferdinand unter dem Scheine strenger Neutralität eine Getreidesperre verfügte, welche die Verproviantierung der französischen Truppen sehr erschwerte. Es kam so weit, daß zwischen den Westmächten die Ersetzung Ferdinands durch den Prinzen Murat erörtert wurde. Der Friedensschluß machte diesen Gedanken nun freilich ein Ende, aber beide Kabinette wünschten doch dem König von Neapel eine empfindliche Rüge zu erteilen. In der Sitzung des Kongresses vom 8. April nahm daher Walewski das Wort um das Bedauern des Kaisers über die Art der Regierung in Neapel auszusprechen und knüpfte daran den Wunsch, daß es bald zulässig werden möge die französischen und österreichischen Truppen aus dem Kirchenstaate zurückzuziehen. Lord Clarendon unterstützte diese Äußerungen mit noch weit lebhafteren Worten; die übrigen Gesandten hielten ihr Urteil zurück; Cavour aber, um dessentwillen die ganze Sache eingeleitet war, gab den Klagen Italiens in aller Form einen feierlichen und beredten Ausdruck. Die Wirkung, das wußte er wohl, war nicht ein förmlicher Beschluß, sondern nur die Erregung der öffentlichen Meinung, die darüber jubelte Oesterreich und Neapel auf der Anklagebank und Sardinien als den Ankläger zu sehen; und diese Wirkung verstärkte er noch durch eine Note vom 16. April, in der er Piemont den Rächer Italiens, den Bürger des Friedens und der Ordnung auf der Halbinsel nannte. Vorübergehend hatte er wohl gehofft mehr noch als dies auf dem Kongreß zu erreichen; lebhaft trug er sich mit dem Gedanken die Herzöge von Parma und Modena nach der Moldau und Walachei zu verpflanzen und ihre Länder für seinen König zu erwerben. Daß diese Hoffnung im ersten Keim erstickt wurde, daß er „nicht das kleinste Herzogtum in der Tasche“ mit nach Hause brachte, daß Napoleon drei, vier Entwürfe Sardinien zu vergrößern aufstellte und alle wiederfallen ließ, war schmerzlich, aber doch zu vermeiden; denn als unzweifelhafter Gewinn des Kongresses blieb bestehen, daß Italiens Sache vor den Richterstuhl Europas gezogen war, daß Oesterreichs Stellung zu den Westmächten sich erheblich verschlechtert hatte, und daß, wie Cavour in offener Kammerrede erklärte, die Grundsätze Oesterreichs und die Grundsätze Sardinien als unversöhnlich erkannt waren. Binnen drei Jahren werden wir den guten Krieg ausbrechen sehen, schrieb er von Paris, und mit Zuversicht rechnete er schon jetzt für diesen Fall auf französische Hilfe.

An Oesterreich aber waren die Vorgänge auf dem Kongreß doch nicht spurlos vorübergegangen. Es suchte einzulenken und den Groll der Italiener zu beschwichtigen. Es empfahl dem Könige von Neapel

Die Westmächte und Neapel.

Die Sitzung vom 8. April 1856.

Cavours Beschwerden.

Wideres Regiment in der Lombardei.

Nachgiebigkeit; freilich umsonst; denn solche Schwäche, meinte König Ferdinand, sei gleichbedeutend mit dem Verzicht auf seine Souveränität; es berief die Central-Kongregation der Lombardei und Venetiens im Dezember 1856 wieder zusammen; um dieselbe Zeit statteten der Kaiser und die Kaiserin dem Lande einen mehrmonatlichen Besuch ab, und die Aufhebung der Güterbeschlagnahme, die 1853 gegen die lombardischen Flüchtlinge verhängt war, eine anfangs beschränkte, bald aber, am 25. Januar 1857, eine umfassende allgemeine Begnadigung, der Abzug der österreichischen Besatzungen aus Parma und Modena, die Ersetzung des 91jährigen Radetzky durch den liberal gesinnten Erzherzog Maximilian, der den Titel eines Vizekönigs erhielt, alles das waren Versuche die Herzen der Lombarden dem Kaiserhause wiederzugewinnen. Allein keines dieser Mittel verfiel. Die guten Absichten und wohlwollenden Maßregeln des Erzherzogs machten auf die Lombarden keinen größeren Eindruck als vorher Verbannung, Kerker und Standgericht. Und wenn sie Engel wären, wir wollen keine fremden Herren im eigenen Hause: das war die Stimmung, die das ganze Land beherrschte und die jeden Erfolg Maximilians vereitelte. Wenn jemand, so wäre sonst dieser aufgeklärte und milde Prinz die geeignete Persönlichkeit für das neue System gewesen; scheiterte auch er an dem Unterfangen, so war die Unmöglichkeit des Versuches erwiesen. Cavour unterließ nichts um diesen Beweis zu erbringen, und Oesterreich selbst erleichterte ihm das durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen. An demselben Tage, an welchem Franz Josef seinen Einzug in Mailand hielt, berichteten die Turiner Blätter von den Gaben, die aus der Lombardei für ein Ehrendenkmal der piemontesischen Armee und für die Ausrüstung der Festung Alessandria mit 100 Kanonen einliefen. Dadurch gereizt, erging sich die österreichische Presse in heftigen Angriffen auf Cavour, und die piemontesischen Blätter vergalteten das mit noch gröberem Gegenstoßen. Vergebens beschwerte sich Graf Buol darüber und verlangte Abhilfe; Cavour verteidigte lebhaft den Nutzen der Pressfreiheit und verwies jenen an die Gerichte des Landes. Ihm konnte nichts Erwünschteres widerfahren, als daß Oesterreich gerade jetzt diese ungeberdige Sprache führte und endlich erklärte, wenn ihm keine Genugthuung würde, könne auch der kaiserliche Geschäftsträger nicht länger in Turin bleiben. Mit Freuden sah er den Grafen Paar am 23. März 1857 abreisen, und sofort erteilte er dem sardinischen Vertreter in Wien den Befehl gleichfalls zurückzukehren. Dadurch ward offenkundig ausgedrückt, daß Oesterreichs milderes Verfahren in der Lombardei keinen Einfluß auf das Turiner Kabinett habe, daß nicht die Art der österreichischen Herrschaft allein, daß diese Herrschaft selbst von Cavour bekämpft werde. Mehr brauchten die Lombarden nicht um in ihrem Widerstande bestärkt zu werden. Man kümmerte sich nicht im geringsten um des Erzherzogs Reformen; man fragte nicht einmal danach, ob sie ernstlich gemeint seien. Es schien, als ob die ganze Bevölkerung sich bei hellem Tageslichte verschworen

Erfolglosigkeit.

Sardinien
und Oesterreich.Abbruch der
diplomatischen
Beziehungen.

habe, und unbefangene fremde Beobachter bedauerten bald den Prinzen, der sich abquälen müsse einen Mohren weiß zu waschen.

Dennoch war dieser Umschwung der österreichischen Politik für Cavour nicht ohne Gefahr; er bedrohte ihn ernstlich mit dem Verluste der englischen Freundschaft. Um sich diese zu erhalten verfiel er vorübergehend auf die abenteuerlichsten Pläne; selbst an der Expedition nach China wollte er sich einmal beteiligen. Was in London sehr unangenehm berührte, war die Unterstützung, die er Rußland zu teil werden ließ. In allen Fragen, die durch die Unabhängigkeitsgelüste der Völker auf der Balkanhalbinsel aufgewühlt wurden, fand man Sardinien stets im Gefolge Frankreichs und Rußlands, und was noch mehr besagen wollte, durch die Einräumung einer Kohlenstation in Villafranca bei Nizza machte Viktor Emanuel es der russischen Flagge möglich sich trotz des Pariser Friedens dauernd im Mittelmeer zu entfalten. Eine gewisse Entfremdung zwischen den Kabinetten von London und Turin war unter diesen Umständen unvermeidlich; um so eifriger war Cavour darauf bedacht sie nicht allzugroß werden zu lassen, und Sir James Hudson stand ihm darin treulich bei. Auch die Verblendung der Gegner that ab und zu das ihre. So gab Ferdinand von Neapel Cavour die Gelegenheit gemeinsam mit England die Herausgabe des Dampfers Cagliari zu verlangen, dessen Kapitän von den Passagieren gezwungen war an der neapolitanischen Küste zu landen und sie dort zum Zweck eines Aufstandsversuches auszusetzen. Ein Kriegsschiff Ferdinands hatte darauf den Dampfer weggenommen und die Mannschaft, darunter einige Engländer, nach Neapel gebracht. Hartnäckig verweigerte Ferdinand ihre Freilassung und suchte die Mitschuld Don Camillos, wie er Cavour spöttisch zu nennen pflegte, zu erweisen; endlich aber mußte er doch nachgeben. Cavour war an der albernen Cagliari-Geschichte ebenso unschuldig wie an den zahllosen kleinen Äußerungen des revolutionären Geistes, die sonst in diesen Jahren an den Tag traten. Er hätte einen Thronwechsel in Neapel freilich sehr gern gesehen um die Mitwirkung dieses Königreiches bei dem Kriege gegen Osterreich zu sichern; denn noch war die Herstellung eines italienischen Bundes, nicht der Einheitsstaat, das Ziel, das er ins Auge faßte; aber um keinen Preis wollte er das radikale Verschwörertum begünstigen, das er für Italiens größtes Unglück hielt. Daß der Mazzinismus zusehends an Einfluß auf der Halbinsel verlor, war für ihn eines der erfreulichsten Zeichen. Ohne geheime Gesellschaften ging es freilich auch bei der nationalen Partei, die auf Piemont ihre Hoffnung setzte, nicht ab, da sie ihr Banner in den übrigen Staaten ja nicht offen entfalten durfte. Der italienische Nationalverein, den Giorgio Ballavicino, La Farina und Manin im August 1857 gegründet, konnte seine Thätigkeit nicht auf Sardinien beschränken, und doch war sein Programm, die Unabhängigkeit und Einheit Italiens, überall sonst aufs strengste verpönt. So galt es denn insgeheim in den übrigen Staaten Anhänger zu werben, nicht große

England und
Rußland.

Neapel.

Der Ratio-
nalverein.

Massen, die zum Vorschlagen vorbereitet wurden, sondern zuverlässige und einflussreiche Männer, die im gegebenen Augenblicke an die Spitze treten konnten. Übrigens stand Cavour auch diesem Vereine zunächst ganz fern, und erst als der Tag der Entscheidung anbrach, nahm er die angebotene Mitwirkung an und leitete den Verein durch La Farina in seinem Sinne.

Napoleons
Entschluß.

Dieser Tag kam durch Orsinis Attentat auf Napoleon. Der Kaiser gelangte zu der Einsicht, daß es kein anderes Mittel gebe die italienischen Banditen zu entwaffnen als die Erfüllung der nationalen Wünsche. Seit Jahren hatte er sich mit diesem Gedanken getragen, aber niemals den Mut fassen können ernst damit zu machen. In bedächtigem Erwägen zwischen der Ausführung und dem Preisgeben eines Planes zu schwanken, alle Gründe für und wider stets von neuem zu ermessen ohne zu einem festen Entschluß zu kommen und dann plötzlich unter irgend einer äußeren Einwirkung die Entscheidung zu treffen, das war ja wie früher schon hervorgehoben recht eigentlich die Eigentümlichkeit des französischen Kaisers. In seinem Verhältnis zu Oesterreich und Italien hatte ihm dieser äußere Anstoß bis dahin gefehlt. Alles war vorbereitet um gegebenen Falls die Befreiung der Halbinsel vom österreichischen Joch als Vorwand und Ziel eines Krieges aufzustellen, aber nichts war geschehen, wodurch das Beschreiten dieser Bahn unwiderruflich geworden wäre. Erst nach der That Orsinis wurde der letzte Entschluß gefaßt und alles auf dies Ziel gerichtet. Um Englands Freundschaft nicht einzubüßen gab Napoleon seine Forderungen in betreff des Asylrechts auf; um Rußland bei sich festzuhalten war er ihm an der Donau, in Serbien, Rumänien, Montenegro, in jeder Weise gefällig. Der Gegendienst, den er verlangte, war, daß der Zar Preußen und den deutschen Bund von jeder thätigen Parteinahme für den Kaiserstaat abhalte. Auch Englands Freundschaft wurde nur zu diesem Zweck in Anspruch genommen; eine aktive Beteiligung seines Alliirten aus der Krim hätte dem französischen Kaiser nicht einmal erwünscht sein können, da sie ihn in der Freiheit seiner Entschlüsse behindern mußte ohne ihm einen wesentlichen Zuwachs an Macht zu geben. Der einzige Bundesgenosse, den er gebrauchte und auf den er unbedingt zählen konnte, war Sardinien.

Der italienische Krieg.

Die Zusammenkunft von
Plombières.

Mit welchem Jubel mag Cavour die Einladung Napoleons empfangen haben, die ihn im Juli 1858 nach dem Bade Plombières in den Vogesen berief um dort im tiefsten Geheimnis mit dem Kaiser die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien zu vereinbaren. Ein schriftlicher Vertrag wurde nicht aufgesetzt, aber in mündlichen Besprechungen vereinigten sich beide Staatsmänner am 20. Juli über Leistung und Gegenleistung. Für den Erwerb der Lombardei und Venetiens ver-

pflichtete Cavour sich Savoyen an Frankreich abzutreten; für den Erwerb von Parma und Modena, der nur als Möglichkeit in Aussicht genommen wurde, versprach er Nizza zum Opfer zu bringen. Die Zeit bis zum Frühjahr sollte zu energischen Rüstungen benutzt werden. In Turin gab man sich kaum die Mühe diese zu verheimlichen oder die gegen Oesterreich gefehrte Spitze zu verhüllen. Die lombardischen Flüchtlinge wurden militärisch organisiert, eine ungarische Legion gebildet, Italiener aus allen Theilen der Halbinsel im Staatsdienste angestellt. Mit dem Nationalverein knüpfte Cavour jetzt durch La Farina innigere Beziehungen an; auch mit Garibaldi kam er dadurch im Dezember 1858 zuerst in persönliche Berührung. Er brauchte diese Männer um schlimmstenfalls ganz Italien zu revolutionieren und entwarf den Plan dazu im Oktober mit La Farina. In Massa und Carrara sollte die Erhebung beginnen; als Zeitpunkt wurde der 1. Mai 1859 festgesetzt. Mit seinen Hoffnungen auf Napoleon hielt Cavour auch diesem Vertrauten gegenüber zurück; erfüllten sie sich, so förderten die Vorbereitungen des Nationalvereins die Erreichung der darauf gebauten Pläne und wiesen das drohende Übergewicht des mächtigen Bundesgenossen einigermaßen in engere Schranken; erfüllten sie sich nicht, so war ein Weg zu selbständigem Vorgehen eröffnet, der sich als Schreckmittel gegen den französischen Kaiser verwenden ließ und im schlimmsten Falle wirklich mit einiger Aussicht auf Erfolg betreten werden konnte.

Europa merkte nichts von dem, was sich vorbereitete, und glaubte weniger als je an einen neuen Krieg. Um so größer war das Entsetzen, als der erste Tag des neuen Jahres plötzlich die schwarzen Wolken aller Augen enthüllte. Beim Empfange des diplomatischen Korps sprach der Kaiser dem österreichischen Gesandten, Baron Hübnier, sein Bedauern darüber aus, daß die Beziehungen seiner Regierung zu der österreichischen nicht so gut wie früher seien; ich bitte Sie übrigens, fügte er hinzu, Ihrem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gesinnungen für ihn unverändert sind. Weder dieser Zusatz noch die beschwichtigenden Versicherungen der amtlichen Blätter vermochten die Unruhe und Aufregung zu dämpfen, welche dieser Neujahrsgruß überall hervorrief, und Schlag auf Schlag traten neue Anzeichen hervor, welche die Nähe des Sturmes verkündeten. Auf den 10. Januar 1859 waren die sardinischen Kammern einberufen; Viktor Emanuel eröffnete sie mit einer Thronrede, welche des Schmerzensschreies gedachte, der aus so vielen Theilen Italiens an sein Ohr dringe und gegen den er bei aller Achtung vor den Verträgen nicht unempfindlich bleiben könne. Unmittelbar nach diesen drohenden Worten reiste der Prinz Napoleon nach Turin, und die Pariser Blätter meldeten, daß am 17. Januar seine Verlobung mit des Königs Tochter Klotilde stattfinden werde. Der Unterzeichnung des Ehekontraktes voranging der Abschluß eines förmlichen Vertrages, der die Verabredungen von Plombières für beide Teile verbindlich machte. Mit Recht konnte Viktor Emanuel den Kammern versichern: „Das Jahr beginnt gut und

Der Nationalverein.

Der Neujahrsgruß.

Der „Schmerzensschrei“ Italiens.

Heirat des Prinzen Napoleon.

Der Turiner Vertrag.

ich hoffe, daß es noch besser endigen wird; das französische Bündnis kann uns ein Quell vieler Vorteile werden.“ Schon am 30. Januar wurde die Hochzeit gefeiert, und das junge Ehepaar reiste nach Paris ab. Ein Zweifel an dem nahen Ausbruch des Krieges war jetzt kaum noch möglich, und wenn Napoleon in seiner Thronrede vom 7. Februar die Phrase gebrauchte, es sei kein ausreichender Grund zu Befürchtungen vorhanden, so steigerten sich diese infolgedessen nur um so schneller.

Oesterreichs
Rüstungen.

Auch in Wien hatte man den Ernst der Lage erkannt und schritt zu Gegenmaßregeln. Aber es war schwer in wenigen Monaten nachzuholen, was seit Jahren versäumt war. Der Zustand der österreichischen Armee war in manchen Stücken unbefriedigend. Insbesondere litt sie großen Mangel an Offizieren, zumal an tüchtigen und beliebten Offizieren. In der Einteilung, Ausrüstung und Bewaffnung waren die Erfahrungen der letzten Kriege wenig verwertet worden. Überdies befand sich die größere Hälfte der Armee in dem östlichen Teile der Monarchie, während Italien nur von drei Korps (etwa 55 000 Mann) besetzt war, die unter dem Befehl des ganz unfähigen Giulay standen. Ein schnelles Hinüberwerfen von Truppen nach der Lombardei war aber unmöglich, weil die Sömmeringbahn noch im Bau war; seit Jahren wartete man auf dessen Vollendung um dem gewaltigen Festungsviereck an der Etich und dem Mincio die schweren Positionsgeschütze zuzuführen, deren es bedurfte. Thatsächlich waren und blieben die berühmten Festungen während des ganzen Krieges mit glatten Sechs- und Zwölfpfündern armiert, während die für sie bestimmten Geschütze auf der letzten Eisenbahnstation fest lagen. Wären die Verhandlungen, welche dem Beginn des Krieges vorangingen, nicht so zeitraubend gewesen, so würde es kaum möglich gewesen sein eine kampffähige Armee in Oberitalien aufzustellen. Allein dank den Vermittelungsversuchen der Großmächte gewann Oesterreich Zeit genug um seine Rüstungen hinreichend fördern zu können; es war ausschließlich Schuld der eigenen Langsamkeit, wenn trotzdem beim Beginn des Krieges noch vieles an der vollen Kampfbereitschaft fehlte.

Zu unmittelbaren Verhandlungen zwischen Wien und Turin kam es zunächst nicht, da der Verkehr zwischen beiden Höfen noch immer unterbrochen war. Die Sprache, in welcher man miteinander redete, waren militärische und polizeiliche Maßnahmen. Auf die Bildung der italienischen Freiwilligenkorps antwortete Oesterreich durch die Verstärkung der lombardischen Armee; das dritte Korps wurde Giulay zu dem fünften, siebenten und achten, die er bereits befehligte, hinzugegeben, und alle vier auf Kriegsfuß gebracht, so daß er Ende Februar etwa 100 000 Mann zur Verfügung hatte. Erzherzog Maximilian ward abberufen; Post, Telegraph, Eisenbahndienst wurden von italienischen Beamten gereinigt und mit zuverlässigen Männern besetzt. Cavour beschleunigte dagegen die Armierung von Alessandria, forderte und erhielt von den Kammern eine Anleihe von 50 Millionen Franken und setzte seine Rüst-

ungen fort. Unter den Großmächten durfte er neben Frankreich auch auf Rußlands Freundschaft zählen; denn in Petersburg war der Wunsch Österreich gedemüthigt zu sehen nicht minder lebhaft als in Turin; nachdrücklich erklärte der russische Gesandte in Berlin Ende Januar, der Zar könne einen Sieg Österreichs über Frankreich nicht dulden, weil er sich mit jenem nie über die Türkei zu einigen vermöge. Preußen und England erkannten wenigstens an, daß es Sardinien nicht an berechtigten Klagepunkten fehle, und waren zu einseitiger Parteinahme für den Wiener Hof nicht geneigt. An England wandte sich Graf Buol um durch eine Note vom 25. Januar 1859 seine Vermittelung anzurufen. Das britische Kabinett schickte darauf seinen Gesandten in Paris, Lord Cowley, am 25. Februar mit Vorschlägen, auf deren Annahme durch Napoleon es hoffte, nach Wien: Österreich sollte auf seine Schutz- und Trutzbündnisse mit den oberitalienischen Herzogtümern verzichten, der Kirchenstaat von den fremden Truppen geräumt, in allen Staaten der Halbinsel zeitgemäße Reformen eingeführt werden. Buol stellte wenigstens in bezug auf den ersten und letzten Punkt einige Nachgiebigkeit in Aussicht, forderte dafür aber die Verbürgung der österreichischen Besitzungen in Italien. Als nun aber England daraufhin mit Cavour anknüpfte und von diesem das Maß der Reformen, die er beanspruche, zu hören verlangte, zeigte die Antwort, welche jener gab, sofort die Unmöglichkeit eines Vergleiches; denn neben der Einführung konstitutioneller Verfassungen in den Poststaaten forderte er vor allem die Errichtung einer getrennten nationalen Regierung für Lombardo-Venetien. Auf diesem Wege war nicht weiter zu kommen. Da trat Rußland auf und schlug einen Kongreß vor, indem es sich auf die Pariser Verabredungen von 1856 berief, nach denen vor dem Beginn eines Krieges Versuche einer gütlichen Verständigung durch die Unbetheiligten unternommen werden sollten. In London und Berlin war man damit zufrieden; Napoleon knüpfte seine Zustimmung an die Bedingung, daß Sardinien zu diesem Kongreß zugelassen werde; Cavour forderte dasselbe; in Wien verweigerte man aber nicht bloß dies Zugeständnis, sondern verlangte am 22. März noch obendrein, daß Piemont vorher abrüstete. Cavour's größte Besorgnis war die, daß Napoleon der letzten Forderung zustimmen möchte; denn das unmittelbare Ergebnis derselben, die Entlassung der Freiwilligen, an deren Spitze Garibaldi stand, wäre dem französischen Kaiser gar nicht unlieb gewesen. Eine heimliche Reise, die der sardinische Staatsmann am 23. März nach Paris machte, beseitigte glücklich diese Gefahr; Napoleon verwarf die Forderung Buol's. Nun trat England noch einmal in den Vordergrund, erkannte den Anspruch Sardiniens auf Teilnahme am Kongreß als begründet an, wollte dasselbe Recht aber auch den anderen italienischen Fürsten einräumen; die Abrüstung, die Österreich forderte, billigte es gleichfalls, doch mit dem Zusätze, daß der Kaiserstaat dasselbe thun müsse, und daß Vertreter der Großmächte und Sardiniens die allseitige Entwaffnung einleiten sollten. Diesem Vorschlage sich zu widersetzen

Die Großmächte.

Bermittlungsversuche.

Kongreßpläne.

Napoleons
Schwanken.

hielt Napoleon nicht für rätlich, weil er fürchtete seine oft gepriesene Friedensliebe dadurch in ein bedenkliches Licht zu setzen. Der Moniteur verkündete seine Einwilligung, und am 20. April erhielt Cavour von Paris die telegraphische Weisung die englischen Bedingungen anzunehmen. Mit einem Schlage schien alles verloren zu sein. Überanstrengt durch wochenlange Aufregung und übermenschliche Thätigkeit, die nicht bei Tag und nicht bei Nacht unterbrochen war, geriet Cavour in die furchtbarste Verzweiflung; ohne Trank und Speise zu sich zu nehmen, ohne jemanden, auch nur seine Vertrauesten, zu sich zu lassen, stöberte er ruhelos in seinen Papieren und verbrannte viele. Pläne nach Amerika auszuwandern und Selbstmordgedanken durchkreuzten seine Seele. Nach acht Jahren der rastlosesten Arbeit sich weiter vom Ziele zu sehen als am Anfang, der Gedanke war schrecklich. Der einzige Ausweg, der noch offenzustehen schien, grenzte an ruchlose Verwegenheit. Sollte er Napoleons Gebote trozen? Sollte er mit Sardinien's unzulänglichen Mitteln den Krieg gegen Oesterreich aufnehmen, und um nur die Zukunft zu retten für jetzt die sichere Niederlage, die schmachlichste Demütigung herbeiführen? Die Verblendung seiner Feinde ersparte ihm diesen verantwortungsvollen Entschluß. In demselben Augenblick, wo Oesterreich's Lage sich wahrhaft beneidenswert gestaltete, begingen Oesterreich's Staatsmänner den unverzeihlichen Fehler sie gründlich zu verderben. Statt den englischen Entwaffnungsvorschlag anzunehmen richtete Buol am 19. April ein Ultimatum nach Turin, durch welches er binnen drei Tagen eine nackte Erklärung, ja oder nein, darüber verlangte, ob der König die Abrüstung versprechen wolle. Nun war Cavour gerettet. Ohne Gefahr konnte er dem englischen Vorschlage beitreten, konnte den Kammern und Napoleon Oesterreich als den Angreifer und Friedensstörer hinstellen, konnte von jenen die Diktatur für Viktor Emanuel und von dem französischen Kaiser auf Grund des Januarvertrages bewaffnete Hilfe verlangen. Am 23. April traf der außerordentliche österreichische Gesandte Kellersperg in Turin ein; am selben Tage bewilligten die Kammern dem Könige die verlangte Machtvollkommenheit. Am 26. April beantwortete Cavour das feindliche Ultimatum weder mit ja noch mit nein, sondern durch Berufung auf seine Zustimmung zu den englischen Vorschlägen; am selben Tage erklärte Napoleon in Wien, er werde die Überschreitung des Tessin als eine Kriegserklärung gegen Frankreich betrachten. Die Würfel waren gefallen, und ehe der Monat zu Ende ging, hatte der Krieg begonnen.

Oesterreichisches
Ultimatum.

Beginn des
Krieges.

Als Graf Gyulay in der Nacht zum 30. April 1859 den Grenzfluß überschritt, stand seinen 100 000 Mann nur erst die sardinische Armee von 70 000 Mann unter des Königs Oberbefehl gegenüber; von den 150 000 Franzosen, die nach Italien bestimmt waren, hatten kaum die Spitzen die Alpenpässe überschritten oder die Landung in Genua begonnen. Ein kräftiger Vormarsch am nördlichen Poufer hätte Turin binnen weniger Tage in die Hand der Oesterreicher gebracht und die Alpenpässe ver-

riegelt. Nach diesem Plane schien Gyulay anfangs zu handeln; aber nach kaum einer Woche gab er ihn auf und setzte sich in der Lomellina zwischen Tessin und Sesia fest. Denn unaufhörliches Regenwetter erschwerte und verlangsamte die Märsche, so daß, ehe man Turin zu erreichen vermochte, große Massen von Franzosen zu Genua hätten landen und mit den Sardinern vereinigt am südlichen Pousfer durch Parma marschieren und in die Lombardei einbrechen können. Dort aber stand noch kein zweites österreichisches Heer bereit, und Gyulay glaubte deshalb die Deckung seines linken Flügels als seine wichtigste Aufgabe betrachten zu müssen. Selbst über den Po zu gehen und die Feinde, welche sich auf das starke Alessandria stützten, anzugreifen fühlte er sich zu schwach und wurde es auch in der That von Tag zu Tage mehr. Da auch seitens der Verbündeten kein Angriff unternommen, sondern die Ankunft der französischen Heeresteile abgewartet wurde, so folgte eine vierzehntägige Pause in den beiderseitigen Bewegungen. Gyulay machte ihr am 20. Mai ein Ende, indem er dem Grafen Stadion eine Rekognoszierung gegen Alessandria befohl, durch die er sich überzeugen sollte, ob die feindliche Hauptmacht dort noch stehe oder den befürchteten Rechtsabmarsch gegen Parma schon angetreten habe. Diese Aufgabe, die übrigens durch Spione weit zweckmäßiger erledigt worden wäre, löste Stadion nicht einmal, da er nur eine einzige französische Division zum Schlagen brachte und von dieser, unter Foreys Befehl, mit einem Verlust von 1200 Mann bei Montebello zurückgedrängt wurde. Napoleon aber faßte jetzt den Entschluß statt des von Gyulay allein befürchteten Rechtsabmarsches eine Linksschwenkung in der Weise zu unternehmen, daß man oberhalb der Sesiamündung bei Casale auf das nördliche Pousfer übertreten und den rechten Flügel der Österreicher im Norden umgehen wollte. Die Einleitung dazu wurde Garibaldi mit seinen Alpenjägern als äußerstem linken Flügel übertragen. Am 23. Mai überschritt er bei Sesto Calende, wo der Tessin aus dem Lago Maggiore strömt, die lombardische Grenze, drang über Varese bis Como vor und schlug sich mit wechselndem Glück während der nächsten Tage in den Ausläufern der Alpen mit dem General Urban herum, der gegen ihn ausgesandt wurde. Trotz seines Erscheinens an dieser Stelle argwöhnte Gyulay noch nichts von den Plänen der Feinde. Hinter den Piemontesen, die längs dem Po und der Sesia aufgestellt waren, zogen sich die Franzosen nordwärts gegen Vercelli hin und hatten diesen Linksmarsch glücklich vollzogen, als Gyulays Generalstabschef, Oberst Kuhn, endlich seine Täuschung erkannte. Der Oberfeldherr selbst beharrte auch dann noch in seiner Verblendung, als Cialdini mit den Piemontesen, nachdem er unbehindert über die Sesia gegangen, ihn am 30. Mai bei Palestro angriff. Umsonst suchte Gyulay am nächsten Tage, obendrein mit ungenügenden Kräften, das verlorene Dorf wiederzugewinnen. Von einem Regiment Zuaven unterstützt, schlugen die Italiener unter den Augen des tapfer mitkämpfenden Viktor Emanuel, den die Zuaven

Gefecht von
Montebello.

Garibaldi.

Gefecht bei
Palestro.

nach der Schlacht zu ihrem Korporal erwählten, die Feinde in die Flucht nahmen ihnen acht Kanonen und brachten ihnen einen Verlust von 2200 Mann bei. Schlimmer als das aber war es, daß während dieses Kampfes ein ganzes französisches Armeekorps unter Niel bei Vercelli die Sesia überschritt und nordöstlich auf Novara marschierte, womit die Umgehung des rechten Flügels der Österreicher vollzogen war. Während Kuhn auch jetzt noch einer kräftigen Offensive auf dem rechten Ufer des Tessin das Wort redete, glaubte Gyalay, daß seine einzige Rettung der schleunige Übergang über den Fluß sei und gab am 1. Juni den Befehl „sich rückwärts zu konzentrieren“.

Schlacht von
Magenta.

Jenseit des Flusses, an der Straße von Novara nach Mailand, nahm er wieder Stellung, vom 3. Juni ab unterstützt durch den Rat des greisen Heß, der vor einem Jahrzehnt Radetzky's Generalstabschef gewesen war und den jetzt der besorgte Kaiser zu ihm gesandt hatte. Fast ohne Kampf überschritten indessen die Franzosen den Tessin. Während die Hauptmacht unter Napoleons Anführung auf der Mailänder Straße vorrückte um die schlechtgesprengte Brücke von Buffalora zu benutzen, gingen Mac Mahon's Korps und ein Teil der Garde schon am 3. Juni weiter nördlich bei Turbigo auf das lombardische Ufer über und rückten am nächsten Tage südöstlich gegen Magenta vor, das nicht weit von Buffalora an der Straße nach Mailand liegt, zwischen sich und dem Tessin aber noch einen mit dem Flusse parallel laufenden Kanal, den Naviglio grande, hat. Während nun Mac Mahon sich mit dem General Clam-Gallas, der soeben mit seinem Korps durch Tirol angekommen war, nordwärts von Magenta herumschlug, rückte Napoleon mit etwa 50 000 Mann gegen den Naviglio grande vor. Gyalay hatte ihm etwa 58 000 Mann gegenüber zu stellen und machte ihm in erbittertem Kampfe die Kanalübergänge streitig. In ihrem Besitz hätten die Österreicher den Feind auf und in den Tessin zurückwerfen, die Franzosen aber Clam-Gallas von Gyalay trennen und von beiden Seiten fassen können. Trotz des blutigsten Ringens gelang es aber keinem Teile den Sieg zu gewinnen; die Entscheidung mußte von Norden her kommen. Für die Österreicher wäre freilich die bloße Abwehr des feindlichen Anpralles schon ein Erfolg gewesen, und da er an der Behauptung seiner Stellungen nach stundenlangem Widerstande nicht mehr zweifelte, telegraphierte Gyalay triumphierende Siegesbotschaften nach Wien und verließ sogar den Kampfplatz. Er hatte das nördliche Schlachtfeld gänzlich außer acht gelassen. Hier war Mac Mahon in langsamem, aber beständigem Vordringen; gegen 6 Uhr traf er vor Magenta ein, und die Erstürmung des Dorfes, bei der Espinasse den Tod fand, entschied den Tag für die Verbündeten. Die hereinbrechende Nacht, die zerstreute Stellung der Franzosen, ihre schweren Kämpfe und Verluste — sie hatten 4000 Tote und Verwundete, die Österreicher 6000, dazu 4500 Gefangene verloren — machten jedoch eine Verfolgung des Sieges unmöglich. St. Jean d'Angely, der in dem Kampfe am Naviglio das

Hauptverdienst hatte, und Mac Mahon wurden zu Marschällen ernannt, der letztere, der Held des Tages, auch zum Herzog von Magenta. Gyulay trat am Morgen des 5. Juni den Rückzug an und gab den Siegern den Weg nach Mailand frei; auch die Festungen in seinem Rücken, Pavia, Piacenza und weiter Pizzighetone, Bergamo, Brescia ließ er räumen. Nur einer seiner Generale, Benedek, kam am 8. Juni bei Melegnano, drei Meilen südwestlich von Mailand, noch einmal zum Schlagen und wies einen Überfall Baraguay d'Hilliers' erfolgreich zurück; ja er marschierte am anderen Morgen auf der Straße gegen Mailand vor und bot, freilich umsonst, den Gegnern eine Schlacht an; dann wandte auch er sich rückwärts und am 10. Juni 1859 überschritten die letzten Österreicher die Adda.

Gefecht von
Melegnano.

Napoleon übereilte sich nicht ihnen zu folgen. Am Tage der Schlacht von Melegnano hielt er mit Viktor Emanuel seinen Einzug in Mailand. Proklamationen an die Armee und an die Italiener bezeichneten das Ende dieser ersten Hälfte des Krieges. Hatte der Kaiser bei seiner Abreise von Paris in der Proklamation vom 3. Mai die Losung „Italien frei bis zur Adria“ ausgegeben, so wiederholte er jetzt die Versicherung seiner Uneigennützigkeit, versprach die Wünsche des Volkes zu erfüllen und rief die Italiener unter die Fahnen Viktor Emanuels. Es waren nicht die Lombarden allein, welche diese Worte auf sich bezogen. Aus Toscana, Parma und Modena waren die Fürsten entflohen; der Abzug der österreichischen Besatzungen aus den Städten der Romagna gab auch den nördlichen Provinzen des Kirchenstaates das Zeichen zur Erhebung und Mitte Juni hatte ganz Oberitalien, soweit es die österreichische Armee nicht besetzt hielt, und ein gutes Stück von Mittelitalien sich der Bewegung angeschlossen.

Napoleon in
Mailand.

Mittelitalien.

In Wien empfand man jetzt bitter den Ernst der Lage, den man bis dahin unterschätzt hatte. Der Kaiser begab sich selbst zum Heere und übernahm am 16. Juni den Oberbefehl. Es standen ihm jetzt ganz andere Truppenmassen zur Verfügung, als Gyulay kommandiert hatte. Die Armee, die zwischen dem Gardasee und dem Po stand, zählte 220 000 Mann; halb so viel standen am Adriatischen Meere, in Tirol und Illyrien, und im übrigen Reiche befand sich noch eine Viertelmillion unter den Waffen. Aber was sich durch den kaiserlichen Oberbefehl nicht besserte, war die Unentschlossenheit und Unklarheit der Leitung. Zwei verschiedene Ansichten bekämpften sich. Der alte Heß wollte hinter den Mincio zurückgehen, der zweite Generalstabschef, Ramming, die Linie des Chiese, welcher westlich vom Mincio, diesem parallel, in den Oglio fließt, verteidigen. Der Kaiser schwankte zwischen beiden Ratschlägen hin und her. Am 24. Juni sollten die bereits zweimal geräumten Stellungen am Chiese zum drittenmal wiederbezogen werden. Aber auch die Verbündeten waren inzwischen vormarschiert und wollten an demselben Tage die Gegend zwischen Chiese und Mincio besetzen; auf keiner Seite erwartete oder beabsichtigte man eine Schlacht. Zu gegenseitiger Über-

Franz Josef
zur Armee.

Unsichere Be-
wegungen.

Schlacht von
Solferino.

raschung traf man in der ersten Morgenfrühe, gleich beim Beginn des Marsches, aufeinander. Die Linie der Oesterreicher zog sich vom Südufer des Gardasees über Solferino, wo das Centrum war, südwestlich gegen Medole. Bei diesem Orte traf ihr linker Flügel auf General Niel, den Canrobert unterstützen sollte; bei Solferino standen die beiden Kaiser sich persönlich gegenüber; rechts bei Pozzolengo stieß Benedek auf die Piemontesen. Die Schlacht zerfiel dadurch in drei fast ganz unabhängige Kämpfe. Die Entscheidung lag bei Solferino. Hier wurde von 5 Uhr früh bis 2 Uhr mittags erbittert gestritten; die Oesterreicher unter Stadion bedeckten sich mit nicht minderem Ruhm als die Franzosen, bei denen sich Bazaine und Ladmiraull besonders auszeichneten. Als das Dorf endlich aufgegeben werden mußte, setzte Franz Josef den Widerstand persönlich in San Cassiano und Cavriana fort. Verloren und wiedergewonnen blieben auch diese Orte endlich 5 Uhr abends in der Hand der Franzosen, als ein furchtbares Sturm- und Regenwetter dem Kampfe ein Ende machte. Auch auf dem südlichen Schlachtfelde waren die Franzosen um diese Stunde siegreich, da Canrobert endlich seinem Rivalen Niel Hilfe gebracht hatte. Im Norden hingegen, wo Benedek gegen Viktor Emanuel stand, war das Glück von Anfang an auf seiten der Oesterreicher. Die Piemontesen wurden bis hart an den See zurückgedrängt; durch neue Truppen verstärkt rückten sie zwar wieder vor, aber selbst ein fünfmaliger Sturm auf Benedeks Stellung San Martino brachte den Ort nicht in ihre Gewalt. Auch während des Unwetters dauerte hier der Kampf fort. Da erhielt Benedek die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bei Solferino und den Befehl zum Rückzug. Vor Zorn weinend gehorchte er, und um 7 Uhr abends konnte Lamarmora San Martino besetzen. Die Hauptmacht der Oesterreicher hatte unter dem Schutze des Unwetters inzwischen bereits den Rückzug über den Mincio angetreten; 13 000 Tote und Verwundete, über 9000 Zersprengte hatte ihnen der Tag gekostet; die Verluste der Frankosarden waren fast noch größer; an Toten und Verwundeten zählten sie über 14 000 Mann, doch beliefen sich die Zersprengten nicht ganz auf 3000. Die Stärke der beiden Heere war fast gleich gewesen, gegen 160 000 Oesterreicher, 150 000 Verbündete.

Politisch-militärische Lage nach der Schlacht.

Gegenüber der großen moralischen Bedeutung des Sieges waren die unmittelbaren Folgen nur sehr gering. Das Land bis an den Mincio, und auch der Übergang über den Fluß stand den Verbündeten allerdings offen aber jenseit desselben, gegen die Etsch hin, inmitten des berühmten Festungsvierecks, hart unter den Mauern von Verona, auf dem Schlachtfelde von Santa Lucia standen die Oesterreicher, reichlich 200 000 Mann stark, in den vorteilhaftesten Positionen. Die französische Armee erhielt mittlerweile zwar auch Verstärkungen, da Prinz Napoleon, der mit einem Korps am 23. Mai in Livorno gelandet und von da nach Parma gezogen war, sich in den ersten Tagen des Juli mit der Hauptarmee vereinigte. Aber dieser Zuwachs war geringfügig im Vergleich

zu den Truppenmassen, welche die Belagerung der beiden Minciofestungen erforderte; gegen Mantua wurde außer dem Prinzen noch Canrobert, gegen Peschiera die Piemontesen und Baraguay d'Hilliers entsandt, nur mit den drei Korps St. Jean d'Angelys (der Garde), Mac Mahons und Niels konnte der Kaiser dem Feinde zu einer dritten Hauptschlacht entgegenreten. Eine Niederlage war durchaus nicht unwahrscheinlich; ein Sieg stellte nur kümmerliche Früchte in Aussicht. Leicht konnten bei einer mühsamen Belagerung der Festungen, während gefährliche Seuchen im Heere ausbrechen, die Lorbeern von Magenta und Solferino wieder verloren gehen. Andere Erwägungen traten hinzu die Kriegslust zu mindern. Der Zug des Prinzen Napoleon durch Toscana und die Herzogtümer hatte dort das Verlangen hervorrufen sollen diesen Vetter des Kaisers zum Regenten zu erhalten. Aber keine Stimme hatte sich in diesem Tone vernehmen lassen; die allgemeine Forderung ging auf Verbindung mit dem oberitalischen Königreiche. Je länger der Krieg dauerte, desto lauter mußte sie ertönen und desto weniger konnte Napoleon sie überhören. Eine solche Stärkung Sardinien's lag aber keineswegs in seinen Absichten. Vollends der Anschluß der päpstlichen Romagna an den neuen Staat hätte des Kaisers Wünschen durchaus widersprochen und ihn in Verwickelungen mit dem Papste gebracht, die er ängstlich scheute. Mit dem wird man nicht vermittelst Kanonenschüssen fertig; diese Seite des Krieges gefällt mir nicht, hatte er schon bei seiner Landung in Genua bedenklich zu seinem Freunde Arese gesagt. Zu alledem gesellte sich jetzt noch die Gefahr Preußen und Deutschland auf die Seite Österreichs treten zu sehen. Eine ungeheure Aufregung hatte sich beim Beginn des Krieges der oberdeutschen Bevölkerungen bemächtigt; fast ungehört verhallten die Stimmen derer, welche zur Besonnenheit mahnten und den alten Grundsatz, daß am Po der Rhein verteidigt werde, bestritten. Mit endlosem Jubel wurden die österreichischen Truppen begrüßt, welche durch Bayern und Tirol nach Italien zogen; daß Preußen zögerte, mit voller Kraft dem bedrängten Bundesgenossen beizuspringen, galt für nichts Geringeres als Vaterlandsverrat. Und selbst im Norden war die öffentliche Meinung überwiegend für den Eintritt in den Krieg. Die schwärmerische Begeisterung für Österreich fand hier zwar nur spärlichen Anklang; umso mehr aber die Erwägung, daß Napoleon das Spiel seines Oheims zu wiederholen scheine, und, wenn er den Kaiserstaat gebrochen, sich über Preußen und Deutschland stürzen werde. Auch das Berliner Kabinett verkannte diese Gefahr nicht; aber in seinen Augen mußte die andere nicht minder bedenklich erscheinen: Österreichs Macht durch einen mit Preußens Hilfe erfochtenen Sieg so hoch zu schrauben, daß es seinen Willen dem Bundesgenossen als unweigerliches Gebot auferlegen könne. Man war in Berlin zum Kriege bereit, aber nur gegen Zugeständnisse an Preußens Machtstellung. Österreich brauchte nur die preußischen Bedingungen zu erfüllen, so marschierten die kriegsbereiten deutschen Regimenter, und Napoleon mußte an den Rhein eilen um das

Deutschland
und Preußen.

Rußland. eigene Land zu schützen. Was ihm zunächst bevorstand, war eine Friedensvermittlung, über welche die drei neutralen Großmächte seit Solferino unterhandelten. Die Grundlagen derselben waren: Vereinigung der Lombardei und der Poherzogtümer mit Sardinien, Venetiens Konstituierung als selbständiger Staat unter einem österreichischen Erzherzog, Gründung eines italienischen Bundes, der aus Sardinien, Venetien, Toskana, dem Kirchenstaate und Neapel bestehen würde. Am 6. Juli erhielt Napoleon einen Brief des Kaisers von Rußland, welcher diese Vorschläge ankündigte und mit dem Bemerkten, daß Preußen und England entschlossen seien sie durchzuführen, die Entschuldigung verband, daß Rußland sich deshalb nicht in einen Krieg stürzen könne. Nun war Napoleons Schwanken vorüber; er wollte der Vermittlung zuvorkommen und jene Bedingungen als eigene Vorschläge an den Kaiser von Oesterreich richten. Noch an demselben 6. Juli überbrachte sein Adjutant Fleury dem Kaiser Franz Josef in Verona ein Handschreiben mit dem Antrag auf einen Waffenstillstand; am anderen Tage traf in Valeggio, dem französischen Hauptquartier, die österreichische Zustimmung ein und am 8. wurde in dem neutral erklärten Villafranca von Hefß, Baillant und della Rocca der Waffenstillstand abgeschlossen. Am 11. Juli 1859 fand an demselben Orte eine Zusammenkunft der beiden Kaiser statt. Sie dauerte eine Stunde und führte zu einer Verständigung. Napoleon begab sich nach Valeggio zurück und zeichnete die Ergebnisse der Unterredung in Vertragsform auf. Die Hauptpunkte waren: Gründung eines italienischen Bundes, Abtretung der Lombardei an Frankreich, das sie Sardinien übergeben werde, Rückkehr der Herrscher von Toskana und Modena (Parma wurde mit Stillschweigen übergangen) jedoch ohne bewaffnete Mitwirkung der Friedensschließenden, Reformen in diesen Ländern und im Kirchenstaat. Prinz Napoleon brachte diesen Entwurf nachmittags 4 Uhr nach Verona. Franz Josef änderte einiges daran. Mantua und Peschiera wurden von dem abzutretenden Gebiete ausgenommen; die Klausel wegen der bewaffneten Einmischung in Toskana und Modena gestrichen. In dieser Fassung unterzeichnete Franz Josef den Entwurf und erhielt am anderen Morgen Napoleons und Viktor Emanuels Unterschrift.

Zusammenkunft in Villafranca.

Die Präliminarien.

Der Züricher Friede.

Rücktritt Cavour's.

Mit diesen Präliminarien von Villafranca war der Krieg beendet; der wirkliche Friedensschluß fand erst vier Monate später am 10. November 1859 in Zürich statt. Nur die Abtretung der Lombardei wurde so vollzogen, wie sie verabredet war. Die Rückkehr der Fürsten, die Reformen im Kirchenstaat, der italienische Bund, alles das existierte nur auf dem Papier. Die lebendige Weiterentwicklung der Thatsachen ging rücksichtslos darüber hinweg.

Der Italiener bemächtigte sich, als sie die Nachricht von Villafranca erhielten, ein gewaltiger Zorn. Am tiefsten getroffen war Cavour. Mit ungeheurer Anstrengung hatte er von Turin aus als stellvertretender Kriegsminister — Lamarmora war zum Heer abgegangen —, als Minister des Aeußeren, als Ministerpräsident für das Gelingen seines

Werkes gearbeitet. Er hatte nicht mehr daran gezweifelt: daß des Kaisers Programm: Frei bis zur Adria! zur Wahrheit werde. Kühnere weitergehende Hoffnungen hatte die Erhebung Mittelitaliens geweckt. Was war demgegenüber der Gewinn der Lombardei? Mußte man sich nicht aus allen Kräften den Abmachungen von Villafranca widersetzen? Konnte Italien nicht mit eigener Macht den Krieg fortführen? Auf die erste Kunde von dem Geschehenen eilte Cavour ins Hauptquartier; aber es war zu spät. Eine heftige Scene mit dem König, und der Graf sah ein, daß seine Stunde gekommen sei; er kehrte nach Turin zurück und gab am 19. Juli seine Entlassung. Ein Kabinett Rattazzi ersetzte ihn ^{Rattazzi.} und seine Kollegen. Der Wechsel war aber nicht bloß eine Folge des Unmuths und der Aufwallung, er war eine politische Nothwendigkeit für Italien. Die Klagen und Forderungen, welche die Nation jetzt noch zu erheben hatte und die auf einem Kongreß, den Napoleon beabsichtigte, zur Sprache kommen mußten, konnten weit nachdrücklicher von neuen Männern geltend gemacht werden als von Cavour, dem man in Berlin und Petersburg nicht minder als in Wien und Paris Revolutionspläne zutraute. Davon abgesehen arbeitete der neue Minister des Auswärtigen Dabormida vollkommen in seines Vorgängers Sinn. Schon am 23. Juli kündigte er in einem Rundschreiben an, daß Sardinien dem italienischen Bunde nicht beitreten und auf dem Kongreß die Forderungen der Herzogtümer verfechten werde. Die Hoffnung nicht bloß Parma, sondern auch Modena, Toskana und die Romagna doch noch zu gewinnen gab man in Turin keinen Augenblick auf.

Mittelitalien, Savoyen und Nizza.

Am wenigsten Neigung die staatliche Selbständigkeit zu opfern be- ^{Toskana.} stand wohl in Toskana, obgleich dessen Fürst der erste gewesen war, der sein Land verließ. Anfang April hatte der piemontesische Gesandte Boncompagni wiederholt die dringende Aufforderung an ihn gerichtet dem Bündnis gegen Oesterreich beizutreten; sie war höhnisch zurückgewiesen worden. Als aber in den Ostertagen das Ultimatum Buols und der bevorstehende Ausbruch des Krieges bekannt wurden, als eine lebhafteste Bewegung durch die Bevölkerung ging und die Führer der gemäßigten Liberalen (der sogenannten Aristonationalen) den Großherzog beschworen seine Krone nicht aufs Spiel zu setzen, als die Radikalen offen seine Abdankung verlangten und im Heere die Zeichen der nationalen Gesinnung sich mehrten, da entschloß sich Leopold in der Nacht zum 27. April 1859 ein liberales Ministerium zu berufen und in das verlangte Bündnis zu willigen. Aber jetzt war es schon zu spät. Ricasoli, das Haupt der Aristonationalen, hatte, an der Befehrung des Großherzogs verzweifelnd, bereits Florenz verlassen; die Radikalen wollten von der Erhaltung des Herrscherhauses überhaupt nichts wissen; schon

Flucht des
Großherzogs.

mittags überzeugte sich Leopold, daß seine Rolle vorerst ausgespielt sei, und verließ unter dem Schutze des diplomatischen Korps mit seiner Familie das Land. Sogleich wurde eine vorläufige Regierung eingesetzt, an deren Spitze Peruzzi stand, und am nächsten Tage die Diktatur für die Kriegszeit dem Könige Viktor Emanuel übertragen. Dieser lehnte den Titel ab, weil Frankreich ihn übel vermerken konnte, übernahm jedoch die Oberleitung der Streitkräfte und die Beschützung des Staates, dessen Unabhängigkeit ausdrücklich anerkannt wurde. Zu seinem Stellvertreter in Florenz ernannte er den bisherigen Gesandten Boncompagni, der von der provisorischen Regierung am 8. Mai die Gewalt übernahm und ein Ministerium Ricasoli-Ridolfi bildete. Der Aufenthalt des Prinzen Napoleon im Lande und seine Versuche sich Anhang zu verschaffen blieben ohne jeden Erfolg; dagegen wuchs mit jedem Tage die Partei des Anschlusses an Sardinien; auch Ricasoli und andere Minister bekannten sich offen zu ihr, und als nach der Schlacht von Magenta der Erfolg der verbündeten Waffen einen Umschlag des Glücks unwahrscheinlich machte, ertönte von allen Seiten der Ruf nach Annexion.

Modena und
Parma.

Modena und Parma gingen darin mit gutem Beispiele voran. Die Herzogin Luise von Parma hatte ihr Land schon am 1. Mai verlassen, war aber nach einigen Tagen zurückgekehrt. Als jedoch infolge des Rückzugs der Österreicher und besonders der Räumung von Piacenza ihre Lage gefährlich wurde, entwich sie zum zweitenmal. Auch Herzog Franz von Modena verließ sein Land, aber an der Spitze seiner Truppen, die ihm treu blieben. Sofort erklärten nun die Stadträte den erneuten Anschluß an Piemont auf Grund der Abstimmungen von 1848 und erbaten sich von Turin einen Statthalter, der ihnen in der Person Farinis am 14. Juni 1859 geschickt wurde. Ebenso geordnet und unblutig wie hier ging die Revolution auch im Norden des Kirchenstaates vor sich. Unmittelbar nach der österreichischen Besatzung verließ auch der päpstliche Legat am 12. Juni Bologna. Forlì, Ravenna, auch das zuletzt, am 22., geräumte Ferrara erhoben sich für den Anschluß und erkannten die vorläufige Regierung an, die in Bologna unter des Marchese Pepoli Vorsitz gebildet war. Das Anerbieten der Diktatur lehnte Viktor Emanuel auch hier unter derselben Form wie in Toskana ab; allein Massimo d'Azeglio erschien als sein Vertreter und stellte eine geordnete Regierung her, in der Pepoli, Montanari und der Piemontese Pinelli die bedeutendsten Kräfte waren. Weniger glücklich entwickelten sich die Sachen in den Marken und in Umbrien. Ancona wurde von den Österreichern geräumt, aber von den Päpstlichen wieder besetzt. Damit war der Ausdehnung der Revolution nach Süden hin ein Riegel vorgeschoben. Noch geringeren Erfolg erzielte sie jenseit des Apennins. Hier hatte sich Perugia an der Tiber auf das Beispiel Bolognas am 14. Juni erhoben und den Legaten zur Flucht gezwungen. Aber schon nach wenigen Tagen nahte die Rache. Ein päpstliches Schweizerregiment unter dem Obersten Schmid erstürmte am 20. Juni die Stadt und vollzog

Die Romagna.

Aufstand in
Perugia.

durch Ermordung, Mißhandlung und Plünderung der Einwohner ein fürchterliches Strafgericht.

Dieses Ereignis, dessen Greuel obendrein noch bedeutend übertrieben wurden, wirkte zwar einerseits einschüchternd, so daß Jano, Sinigaglia und andere umbrische Städte sich ohne Widerstand die päpstlichen Besatzungen gefallen ließen, auf der anderen Seite kam es doch auch der nationalen Bewegung zu gute, und nicht bloß moralisch. Der Schweizer Bundesrat protestierte dagegen, daß Truppen, welche derartiger Thaten fähig seien, als Schweizer bezeichnet würden, und verlangte, daß aus ihren Fahnen die Schweizer Kantons-Wappen entfernt würden. Das wollte sich ein Teil der neapolitanischen Schweizerregimenter nicht gefallen lassen, sondern revoltierte am 7. Juli 1850, und wenn dieser Aufstand auch in kurzer Zeit blutig niedergeschlagen wurde, so überzeugte er doch die neapolitanische Regierung so gründlich von der Morscheit dieser Stütze des Thrones, daß sie unmittelbar darauf allen Schweizern den Austritt aus dem Heere freigab. Allein in Palermo machten 1300 davon Gebrauch; nur 800 Veteranen erklärten sich bereit zu bleiben und wurden zu einem Bataillon formirt. So hatte das süditalienische Königreich infolge der Einnahme von Perugia einen guten Teil seiner Soldaten verloren. Der Papst selbst empfand die Wirkungen zunächst nur insofern, als der Bundesrat Neuwerbungen in der Schweiz mit Nachdruck entgegentrat.

Auflösung der
Schweizer-
truppen.

Die neuen Zustände in der Romagna und den Herzogtümern hatten sich kaum ein wenig befestigt als der Friede von Villafranca sie schon wieder umzustößen drohte. Die Bevollmächtigten Viktor Emanuels, Azeglio, Farini und Boncompagni, wurden natürlich zurückberufen; der Herzog von Modena mit seinen 6000 Mann und die päpstlichen Truppen standen bereit über ihre Beute herzufallen; kaum (minder gefährliche Feinde waren besonders in der Romagna die Mazzinisten, welche nur auf den Zusammenbruch der bisherigen Behörden lauerten um selbst ans Werk zu gehen. Es kam also viel darauf an, die sardinischen Bevollmächtigten schleunigst durch andere leitende Persönlichkeiten zu ersetzen. In Modena war man dessen überhoben; Farini legte zwar sein Amt nieder, trat aber zugleich aus dem sardinischen Dienst aus und wurde sofort zum Diktator ausgerufen; auch Parma erkannte ihn als solchen an. In Bologna ward nach Azeglios Abreise der Korsen Cipriani zum Generalstatthalter erkoren; in Toskana übergab Boncompagni seine Gewalt in die Hände des Ministerrates, an dessen Spitze Ricasoli als Haupt der vollziehenden Gewalt verblieb. Überall fühlte man jetzt das Bedürfnis durch feierliche Erklärungen sich gegen die Rückkehr der vertriebenen Fürsten zu verwahren; in Parma geschah das durch eine Volksabstimmung, in Modena durch die Sammlung von 90 000 Unterschriften, endlich in diesen beiden Staaten sowohl wie in Florenz und Bologna durch Beschlüsse neugewählter Nationalversammlungen: in Toskana schon

Der Friede von
Villafranca.

Annexions-
beschlüsse.

Viktor Ema-
nuels Beden-
ten.

Schutz- und
Trugbünd-
nisse.

Ermordung
Anviti in
Parma.

Mazzini.

Garibaldi.

am 16. August, in Modena am 20., am 6. September in Bologna, am 14. in Parma. Überall wurden die Beschlüsse einstimmig gefaßt; die vereinzelteten Gegner blieben aus den entscheidenden Sitzungen weg. Den Deputationen, die darauf nach Turin geschickt wurden um Viktor Emanuels Zustimmung zu erbitten, ward allen in verschiedener Form dieselbe Antwort zu teil; der König versprach kraft der ihm durch den Volkswillen übertragenen Rechte die Sache der vier Länder bei den Großmächten und besonders bei Napoleon kräftig zu verteidigen; die Regierung derselben zu übernehmen durfte er nicht wagen und gegen gewaltsamen Angriff ihnen keine Hilfe in Aussicht stellen. Drohte dieser Angriff aber nur von den vertriebenen Fürsten, so waren die provisorischen Regierungen ohne Furcht. Die päpstlichen Flüche und Bannbullen vom 20. Juni und 26. September blieben wirkungslos; der neue Großherzog von Toskana, zu dessen Gunsten sein Vater Leopold abgedankt hatte, wurde zwar durch französische Noten warm empfohlen; aber weder er noch die Herzogin von Parma hatten Truppen zur Verfügung. Außer dem Papste gebot nur Franz von Modena über eine bewaffnete Macht. Ihnen waren jedoch die vier Länder vollständig gewachsen, da sie bereits im August ein Schutz- und Trugbündnis geschlossen, das eine gemeinschaftliche Armee von 25 000 Mann ins Leben rief. Der piemontesische General Fanti, der die Organisation leitete, wußte diese Zahl binnen kurzer Zeit auf 40 000 zu bringen und bewährte dabei solche Tüchtigkeit, daß ihn Cavour im nächsten Jahre zum piemontesischen Kriegsminister machte. Die Gefahr, vor der man zunächst am meisten auf der Hut sein mußte, war Anarchie im Inneren oder mazzinistische Einfälle in den Kirchenstaat. Das eine wie das andere konnte die Handhabe zu österreichischer oder französischer Einmischung werden. Im allgemeinen erkannte aber auch das Volk diese Klippen sehr wohl und beobachtete eine preiswürdige Ruhe und Ordnung. Nur in Parma kam es einmal zu einem politischen Tumult, als eines der verhaßtesten Werkzeuge des 1854 ermordeten Herzogs, der Oberst Anviti, zurückzukehren wagte; um ihn zu schützen brachte ihn die Regierung ins Gefängnis; aber dieses wurde von der erbitterten Menge erstürmt und Anviti fiel als Opfer des blinden Hasses. Verhänglicher waren die Pläne Mazzinis. Ihm erschien selbst das Höchste, was auf dem bisher beschrittenen Wege erreicht werden konnte, die Vereinigung der vier Provinzen mit Sardinien, als verwerfliche Abschlagszahlung; nur der Einheitsstaat der ganzen Halbinsel befriedigte ihn; um dieses Ziel zu erreichen war er zu jedem Opfer bereit, selbst zur Anerkennung der Monarchie. Von der Schweiz aus verhandelte er deshalb direkt mit dem Könige selbst; als dies erfolglos blieb, wagte er sich persönlich nach Mittelitalien und knüpfte mit Fanti, Farini, Ricasoli, Garibaldi und anderen an. Der letztere sollte die Hauptrolle spielen und aus der Romagna in den Kirchenstaat einfallen. Die Vorbereitungen waren schon weit gediehen, als sie Mitte November 1859 an der entschiedenen Weige-

zung Farinis, der wenige Tage zuvor an Ciprianis Stelle Diktator auch in der Romagna geworden war, und an dem strengen Befehl des Turiner Kabinetts scheiterten. Ergrimmt über diese „miserable Fuchspolitik“ nahm Garibaldi seinen Abschied; die Stellung der sardinischen Regierung aber war durch dies entschlossene Auftreten nach außen hin ebenso sehr verbessert wie nach innen verschlechtert worden.

Daß der beabsichtigte Kongreß sich noch hinauszog, kam der italienischen Sache nur zu gute. Denn mittlerweile thaten Ricasoli und Farini das ihrige um in den vier Provinzen piemontesische Einrichtungen einzuführen. Besonders kräftig ging Farini damit vor, der die Romagna, Modena und Parma als „Emilische Provinzen“ (ein Name, den er von der alten Römerstraße entlehnte, die sie durchschnitt) zu einem Ganzen vereinigte und den Regierungssitz nach Modena verlegte. Er führte die sardinische Verfassung ein, übertrug das Postwesen an Piemont und hob die Zollgrenzen gegen das Königreich und Toskana auf. Auch den letzteren Staat in dieses enge Bündnis einzureihen gelang nur unvollkommen. Ricasoli war bereit und ging sogar damit voran die Regentschaft über die verbündeten Provinzen dem Better Viktor Emanuels, dem Prinzen von Carignan, anzubieten, der während des Krieges Stellvertreter des Königs in Sardinien gewesen war. Als aber Carignan auf Befehl Napoleons ablehnte, wollte der toskanische Minister den zum Ersatz vorgeschlagenen Boncompagni nicht annehmen und es dauerte bis gegen Weihnachten, ehe er sich fügte; der Einfluß, der dem neuen Regenten zugestanden wurde, war überdies äußerst gering. Alle diese Vorgänge hatten indes ihren Eindruck auf Napoleon nicht verfehlt. Daß in Toskana für seinen Better nichts zu machen sei, war ihm ebenso klar geworden, wie daß in der Emilia ein bloßer Kongreßbeschuß die Rückführung des alten Zustandes nicht ermöglichen werde. Und selbst gegen einen solchen Beschluß stand der Protest Englands und Sardinien's in sicherer Aussicht; von Preußen und Rußland war mindestens keine Einwilligung zu bewaffneter Einmischung zu erwarten. In Erwägung dieser Sachlage entschloß sich der Kaiser zu einem Wechsel seiner Politik; er wollte in die Annexion Toskanas und der Emilia willigen und dafür Savoyen-Nizza als Lohn fordern. Die Einladungen zum Kongreß ergingen und eine Broschüre: Der Papst und der Kongreß, die am 24. Dezember 1859 erschien, enthüllte das neue kaiserliche Programm. Der kurze Inhalt desselben war, daß der Papst zur ungestörten Ausübung seiner geistlichen Pflichten nur einer beschränkten weltlichen Macht benötige und daß die Stadt Rom mit dem sog. Erbteil St. Peters dazu völlig ausreiche. Dem Jubel der Italiener entsprach der Grimm im Vatikan. Der Papst selbst brandmarkte die Schrift in seiner Neujahrsansprache an das französische Offiziercorps in Rom als ein Denkmal der Heuchelei, als ein unedles Gemälde von Widersprüchen. Allein durch seinen Briefwechsel mit dem Kaiser mußte er sich wohl oder übel davon überzeugen, daß es diesem ernst mit dem Vorschlag sei, und die

Die Emilia.

Toskana.

Der Papst und
der Kongreß.

Ernennung Thouvenels zum Minister des Auswärtigen an Walewskis statt vollendete die Schwenkung der französischen Politik.

Wiedereintritt
Cavour's.

Jetzt war auch Cavour's Stunde wiedergekommen. Längst schon zum Vertreter des Königs auf dem Kongreß ausersehen, war er, der Vertraute von Plombières, jetzt der richtige Mann um die Annexion Mittelitaliens, aber freilich auch die Abtretung von Savoyen und Nizza zu vollziehen. Rattazzi, der sich leidenschaftlich an seinen Posten klammerte, war zwar durch seine Willfährigkeit in Paris auch recht gut angeschrieben, aber er hatte gerade in den letzten Wochen doch noch mehr durch sein Liebäugeln mit den Radikalen, die unter Garibaldis Vorsitz einen Verein, la nazione armata, gebildet hatten, verdorben. Am 16. Januar 1860 gab er seine Entlassung, am 20. hatte Cavour ein neues Ministerium gebildet, in dem Fanti, Farini, der Lombarde Jacini, der Romagnole Mamiani sogleich oder nach einigen Wochen ihren Platz fanden. Ein Rundschreiben Cavour's vom 27. Januar kündigte den festen Entschluß an die mittelitalienische Frage ihrer Lösung zuzuführen. Englands Unterstützung war ihm dabei sicher. Schon am 22. hatte Russell in Paris die allmähliche Räumung Roms durch die französischen Truppen und eine neue freie Abstimmung in der Emilia und Toskana vorgeschlagen. Frankreich billigte beides und erlangte von Oesterreich wenigstens soviel, daß es sich am 17. Februar anheischig machte keinen Konflikt deshalb hervorzurufen, wenn es gleich den neuen Zustand nicht anerkennen werde. Cavour gegenüber schlug Thouvenel aber noch einen zurückhaltenderen Ton an. In zwei Noten vom 24. Februar bot er die Annexion von Modena und Parma sowie das Vikariat in der Romagna an, verlangte aber für Toskana Wiederherstellung der Selbständigkeit; dagegen müsse Frankreich für sich die Abtretung von Savoyen und Nizza fordern. Cavour erwiderte, Sardinien sei nicht in der Lage den Bewohnern dieser Provinzen die freie Entscheidung über ihr Schicksal zu verweigern, da es dieselbe für Mittelitalien ja selbst in Anspruch nehme; es werde sich hier wie dort der freien Abstimmung des Volkes fügen; über Toskana und das Vikariat enthielt er sich weiterer Erörterungen. Sogleich aber wurde von Farini und Ricasoli (Boncompagni legte seine Würde nieder) die Abstimmung auf den 12. und 13. März anberaumt. In der Emilia stimmten für die Annexion 426 000, dagegen 756; in Toskana dafür 366 000, dagegen 15 000. Am 18. März überbrachte Farini, am 22. Ricasoli das Resultat. Der König acceptierte beide Abstimmungen und übernahm die Regierung am 25. März. Ein letzter Versuch den Papst dadurch zu versöhnen, daß ihm die Oberhoheit in der Romagna gelassen werden und der König nur sein Vikar sein sollte, wurde wie frühere Anerbietungen derselben Art in Rom unbedingt zurückgewiesen; ein Breve vom 26. März verhängte die Exkommunikation über alle bei dem Abfall Beteiligten. Von Napoleon war kein weiterer Widerstand zu befürchten; er verwahrte sich zwar noch am 15. März in einem Briefe an den König gegen die Aneignung Toskanas, allein

England und
Frankreich.

Abstimmungen
in Mittel-
italien.

Annahme
durch den
König.

das sollte nur die Abtretung Savoyens und Nizzas beschleunigen. Am 23. März wurde der Vertrag, welcher diese regelte, von Talleyrand und Benedetti, Cavour und Farini in Turin unterzeichnet. Die Abstimmung vom 13. April ergab in Nizza auf 25 000 Ja nur 160 Nein, in Savoyen auf 130 000 Ja etwas über 2000 Nein. Daß französische Wühlereien, Versprechungen wie Drohungen viel dazu gethan dies Ergebnis herbeizuführen, lag auf der Hand; aber auch die zwingende Macht der Thatfachen, die geographische Lage Savoyens am Westabhange der Alpen, die französische Abstammung und Sprache seiner Bewohner durften nicht vergessen werden. Für Nizza trafen die letzten Umstände zwar nicht zu; aber auch diese Stadt neigte durch ihre Handelsbeziehungen, durch ihren Fremdenverkehr, durch den provençalischen Charakter ihrer Bevölkerung mindestens ebenso sehr zu Frankreich wie zu Italien. Nur in den gebildeteren Familien war ein nationales Bewußtsein entwickelt; daß Garibaldi hier geboren war, er, der volkstümliche Held des neu-erstehenden Italien, konnte nur solche über die wirkliche Stimmung der Nizzarden irreführen, die aus einem vereinzelt Umstand einen allgemeinen Schluß zu ziehen für erlaubt hielten. Sein Protest und sein Austritt aus der Kammer am 23. April machten großen Eindruck, änderten aber an der Sachlage nichts. Auch das Parlament, in dem die Vertreter Mittelitaliens bereits ihre Sitze eingenommen hatten, bestätigte am 29. Mai nach tagelanger Debatte mit großen Mehrheiten (229 gegen 35 im Abgeordnetenhaus, 92 gegen 10 im Senat) die Abtretung, und Frankreich war um 240 Quadratmeilen größer, um 800 000 Einwohner reicher geworden.

Abtretung
von Nizza und
Savoyen.

Garibaldi.

Von allen europäischen Mächten wurde dieser Schritt mit Mißbehagen angesehen; entschieden dagegen aufzutreten wagte keine. In England machte die Opposition dem Ministerium bittere Vorwürfe, als ob der soeben abgeschlossene vorteilhafte Handelsvertrag mit Frankreich das Linsengericht gewesen sei, um das es seine Zustimmung verkauft habe. Die Schweiz beschwerte sich lebhaft, weil die Neutralität der nördlichen Teile Savoyens, die vom Wiener Kongreß verfügt war, durch die Einverleibung in Frankreich hinfällig geworden sei. Aber trotz des eifrigsten Notenwechsels, trotz der heftigen Sprache der Zeitungen war von Napoleon nichts anderes zu erlangen als freundschaftliche Versicherungen und begütigende Worte. Von einer Abtretung jener Nord-distrikte, des Chablais und Faucigny, die er im Februar der Schweiz in Aussicht gestellt, wollte er nichts mehr hören. Dem Bundesrate blieb daher nichts übrig als seine Rechte zu verwahren und jedes Abkommen, durch welches er die Einverleibung Savoyens anerkannt hätte, zu verweigern. Soweit es die Neutralität der Schweiz zuließ, entfernte sich dieselbe in ihren politischen Beziehungen von Frankreich und näherte sich Italien.

England und
die Schweiz.

Neapel und der Kirchenstaat.

Umfang des
neuen König-
reiches.

Gefährdung
des Kirchen-
staates.

Sizilien.

Neapel.

Franz II.

Viktor Emanuels Macht hatte sich durch die Ereignisse des letzten Jahres mehr als verdoppelt. War durch die Abtretung Savoyens und Nizzas die Bevölkerung seines alten Königreiches auf wenig über 4 Millionen gemindert, so waren 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Lombarden, 500 000 Parmesen, 600 000 Modenesen, über eine Million Romagnolen und fast zwei Millionen Toskaner dafür hinzugekommen. Aber es war doch immer erst die kleinere Hälfte der Italiener, die unter seinem Scepter stand. Von Venetien mit 2 $\frac{1}{4}$ und Wälschtirol mit $\frac{1}{2}$ Million ganz abgesehen, zählten der Kirchenstaat mit 2 und Neapel-Sizilien mit 8 $\frac{1}{2}$ Millionen zusammen ebensoviel Unterthanen wie das neue Königreich. Das Werk der Wiedergeburt Italiens war deshalb noch lange nicht beendet, und Cavour war nicht willens auf den Weiterbau zu verzichten. Jetzt sind wir Komplizen, nicht wahr? sagte er sarkastisch zu Benedetti, als er den Abtretungsvertrag vom 23. März 1860 unterzeichnet hatte. Er selbst durfte freilich fortan nicht offen in den Vordergrund treten; aber es fehlte nicht an anderen Kräften, die das für ihn besorgten und die mehr des Zügels als des Sporns bedurften. Geographisch hätte es am nächsten gelegen die weitere Annexion des Kirchenstaates zuvörderst zu betreiben; auch politisch konnte die Broschüre: Der Papst und der Kongress, dazu verlocken. Denn das Patrimonium Petri, welches diese als einen genügenden weltlichen Besitz des Kirchenhauptes bezeichnete, umfaßte nur $\frac{3}{4}$ Millionen Einwohner und fast die doppelte Anzahl in den Marken und Umbrien erschien deshalb als gestattete Beute. Die Radikalen brannten denn auch vor Begier sich über diese zu stürzen, allein Cavour hielt sie zurück. Lohnender und folgenreicher erschien ein Angriff auf das neapolitanische Königreich, das in Sizilien eine tödlich verwundbare Stelle hatte. Dorthin verwies Fanti den Nizzarden Ribotti, der in Umbrien einbrechen wollte; dort hatte Lafarina seit langem seine Verbindungen angeknüpft; dort sollte Garibaldi Genugthuung für den Verlust seiner Vaterstadt suchen. Als er im Begriff war nach Nizza abzusiegeln um dort die Annexion zu hintertreiben, erhielt er in Genua ein lakonisches Billet Cavour's: Nizza oder Sizilien? Er blieb in Genua und begann seine Vorbereitungen.

Neapel hatte dem Kriege von 1859 unthätig zugesehen. Beim Beginn desselben, am 22. Mai, starb Ferdinand II., ein Fünfziger, nach neunundzwanzigjähriger Regierung. Vergeblich hatte seine Witwe, die Erzherzogin Maria Theresie, ihrem eigenen Sohn, dem Grafen Trapani, die Nachfolge zu verschaffen versucht; der berechtigte Erbe, Franz Herzog von Kalabrien, ein Sohn des Königs aus erster Ehe und seit wenigen Wochen Gemahl der bayerischen Prinzessin Marie, einer Schwester der Kaiserin von Oesterreich, bestieg den Thron. Eine leichte Wendung zum besseren trat in der inneren Regierung ein; die politisch Verdächtigen wurden zu

Ämtern zugelassen, manchen Flüchtlingen die Rückkehr erlaubt, bald auch die verhasste Schweizertruppe aufgelöst. In der äußeren Politik war die Anknüpfung der diplomatischen Beziehungen zu den Westmächten ein Gewinn. Aber in den beiden Hauptpunkten folgte Franz dem Vorbilde seines Vaters: er wollte nichts von einer Verfassung wissen und verwarf das von Cavour angebotene Schutz- und Trutzbündnis mit Sardinien, so warm dies auch von Rußland empfohlen wurde. Ja, er trug sich sogar mit kriegerischen Gedanken und ließ sich im Herbst 1859 mit Antonelli, dem Wiener Hofe und der Königin Isabella von Spanien in allerhand Bittungen ein, welche die Wiedereroberung der Romagna, die Rückführung der vertriebenen Fürsten nach Toskana, Parma und Modena und die Begründung eines österreichisch-italienischen Gegenbundes gegen Piemont zum Ziele hatten. Je näher man aber diesem Plane trat, desto zweifelhafter erschien sein Gelingen, und so schrumpfte er immer mehr zusammen bis im März 1860 auch der letzte Überrest desselben, der Voratz die neapolitanischen Truppen in die Marken und Umbrien als Besatzung einrücken zu lassen, vor dem kräftigen Einspruch Cavour's und dem dringenden Rate Englands zusammenfiel.

Auch die innere Lage des Landes hätte von solchen Entwürfen zurückhalten müssen; denn während auf dem Festlande die Muratisten von Frankreich heimlich begünstigt, geschäftig am Werk waren, arbeiteten die Mazzinisten und der Nationalverein um die Wette an der Revolutionierung Siziliens. Die Berichte der königlichen Behörden lauteten immer bedenklicher, und als es am 3. April 1860 in Palermo zu einem Aufstande kam, wurde derselbe zwar in der Stadt schnell unterdrückt, verbreitete sich aber über das flache Land und selbst nach Messina und anderen Städten. Überall verkündigte das Gerücht, daß Garibaldi in kurzer Frist mit seinen Freiwilligen erscheinen werde, und in den Häfen von Messina liefen sogar piemontesische Kriegsschiffe unter Persano's Kommando ein, was die Rebellen nicht wenig ermutigte. Die Landung Garibaldi's wünschte Cavour freilich zu verhindern oder mindestens zu verzögern. Wenn die Aktionspartei nicht länger zu bändigen war, dann hielt er wohl Sizilien für ihr bestes Arbeitsfeld und suchte sie dorthin zu lenken; indes am liebsten wäre es ihm gewesen, sie hätte sich überhaupt still verhalten. In den letzten Tagen des April mußte Casarina Garibaldi, der in der Nähe von Genua weilte, besuchen und ihn zur Ruhe mahnen. Der Erfolg war nicht so günstig wie jener wähnte. Angestachelt von seinen sizilianischen Freunden Lamasa und Crispi, von Bertani, dem Ungarn Türr, Rino Virio und anderen Getreuen, traf Garibaldi die letzten Vorbereitungen und ging in der Nacht zum 6. Mai 1860 mit 1067 Mann von Genua in See. Ohne Zweifel hätte Cavour ihn mit Gewalt daran hindern können, aber dann wäre seine Rolle zu Ende gewesen. Er begnügte sich damit Persano anzuweisen die Schiffe festzuhalten, falls sie in einem Hafen der Insel Sardinien anlegen sollten. Das geschah aber nicht. Garibaldi landete zwar noch einmal



Restaura-
tionspläne.

Aufstand in
Palermo.

Garibaldi's
Abfahrt.

Landung in
Marsala.

um seine Ausrüstung zu vervollständigen; aber er that es an der Südgrenze Toskanas, bei St. Stefano. Ungehindert setzte er dann seine Fahrt nach Marsala an der Westspitze Siziliens fort und landete hier, beschützt von zwei englischen Kriegsdampfern, die unter dem Vorwande ihrer eigenen Sicherheit von den neapolitanischen Schiffen eine Unterbrechung der Kanonade verlangten und erhielten. Sogleich brach er gegen Palermo auf. Bei Calatafimi schlug er am 14. Mai die ersten königlichen Truppen. Sein Häuflein vermehrte sich durch den Zuzug aufständischer Scharen; aber die Aushebung aller Wehrfähigen von 17—20 Jahren, die er als Diktator im Namen Viktor Emanuels anordnete, hatte wenig Erfolg. Nur mangelhaft gelang es Lamasa und anderen Sendlingen die Insulaner zur Erhebung zu reizen; erst wenn ein größerer Trupp Garibaldianer erschien und die Königlichen wichen, wagten es die unkriegerischen Sizilianer sich jenen anzuschließen; die mutigsten waren die Mönche. Ohne Schlappen ging es auch für Garibaldi nicht ab; so verlor er bei Parco südlich von Palermo am 24. Mai seine Kanonen; aber während die Neapolitaner einen Teil der Seinen südwärts verfolgten, wandte er selbst sich mit kaum 3000 Mann gegen die Hauptstadt und drang in der Frühe des 27. ein. Bis zum Mittag des 30. dauerte der Kampf, da bot Lanza, der königliche Befehlshaber, einen Waffenstillstand an; mehrfach verlängert verwandelte sich derselbe am 6. Juni unter vorheriger Billigung des Königs Franz in eine Kapitulation; Flotte und Heer räumten die Hauptstadt; an demselben Tage lief Persano mit zwei Kriegsschiffen in den Hafen ein.

Einzug in
Palermo.

Die europäische
Diplomatie.

Während nun Garibaldi in Palermo einen mehrwöchentlichen Aufenthalt nahm um die Regierung der Insel neu zu ordnen, während er dem Drängen der Annexionisten widerstand, weil er die Kräfte Siziliens zu seinen weiteren Unternehmungen selbst in der Hand behalten wollte, während er so weit ging Cavour's Vertrauten Lasarina von der Insel zu verbannen und dem König, der ihm von weiteren Plänen abriet, eine abschlägige Antwort zu geben, entwickelte die gesamte europäische Diplomatie eine fieberhafte Thätigkeit theils um die Früchte des Unternehmens zu sichern, vorwiegend aber um sie zu nichte zu machen. Im ersten Augenblick war alles wie verduzt über die verwegene Reckheit des Abenteurers. Nicht übel stellte ein italienisches Witzblatt die Gesandten dar, wie sie mit langen Nasen den absegelnden Schiffen nachsehen; auch Cavour's Nase ist sehr lang, aber der Russe behauptet, sie sei von Papiermache. Aus Neapel erschollen natürlich die heftigsten Klagen und Anklagen; alle Welt wurde um Hilfe angerufen, aber die Neigung war nirgends groß. Am meisten war Rußland erbittert, das übrigens Sardinien so wohl geneigte; daß Cavour und die Engländer seinen alten Bundesgenossen in dieser Weise behandelten, erklärte Alexander für infam, und Gortschatoff ließ nach Turin melden, nur die geographische Lage Rußlands halte es von bewaffneter Einmischung ab. In Berlin und Paris mißbilligte man das Geschehene auch mit kräftigen Worten; aber

dort war von thätlichem Eingreifen überhaupt nicht die Rede, und hier übten die muratistischen Hoffnungen im stillen ihre Zauberkraft. England machte kaum ein Gehr aus seinem Beifall. So fanden Neapels Bittgesuche, die der Minister de Martino persönlich nach Paris trug, nirgends Gehör; statt dessen drängten sich von allen Seiten die Ratschläge, König Franz solle eine liberale Verfassung verkünden und ein nationales Bündnis mit Viktor Emanuel schließen; dann werde er sein Reich behaupten und Sizilien wenigstens in der Form der Personalunion behalten können. Am 25. Juni 1860 entschloß sich der junge Monarch dazu diese bittere Pille zu verschlucken. Er übertrug dem Liberalen Spinelli die Bildung eines neuen Ministeriums, nahm die dreifarbige Fahne an, entließ die politischen Gefangenen und rief die Verfassung vom 10. Februar 1848 wieder ins Leben. Die Verhandlungen mit Viktor Emanuel begannen erst Mitte Juli, nachdem der Papst dazu eine halbe Erlaubnis erteilt hatte. Da sie von keiner Seite recht ernst gemeint waren, schleppten sie sich wochenlang ohne Ergebnis hin. Wohl aber lähmten sie und das ganze liberale System, das den Bourbonen doch widernatürlich war und des Selbstvertrauens entbehrte, die Kriegsführung auf Sizilien. Dort standen dem Könige reichlich 30 000 Mann zur Verfügung, die sämtlich auf der Ostküste, zur Hälfte in Messina, sich befanden. Leicht konnte ihre Zahl vom Festlande aus vermehrt und ein kräftiger Angriff auf Palermo ins Werk gesetzt werden. Aber das wagte das Ministerium nicht zu befehlen um die Westmächte nicht zu reizen. Nur ein General, Bosco, der die Nordostküste der Insel besetzt hielt, ermannte sich auf eigene Faust zu einem Angriff und warf sich am 17. Juli bei Milazzo auf den Garibaldiner Medici. Der Versuch schlug fehl, und Bosco verschanzte sich auf der Halbinsel von Milazzo, die sich nordwärts in die See zieht. Hier ward er seinerseits am 20. von Garibaldi angegriffen, in das Kastell gedrängt und nach tapferer Gegenwehr am 23. zur Kapitulation genötigt, die ihm den ehrenvollen Abzug nach dem Festlande sicherte. Garibaldi aber hatte nach dem Siege ein Strafgericht an den Bewohnern von Milazzo zu vollstrecken, die während des Kampfes auf die Seinen geschossen; jedenfalls ein Beweis, daß der kühne Norditaliener nicht überall auf der Insel willkommen war.

Boscos Niederlage hatte die kleinmütige Preisgabe von Messina im Gefolge. Auf Befehl aus Neapel schloß der Kommandant Clary am 28. Juli einen Vertrag mit Medici, kraft dessen nur die Citadelle mit einigen Hafensforts den Königlichen belassen wurde. Die Mehrzahl der Truppen schiffte sich nach dem Festlande ein. Es fragte sich jetzt, ob und wie bald Garibaldi folgen werde. Zwar das stand fest, daß er mit der Bewältigung Siziliens seine Aufgabe nicht gelöst zu haben glaube; aber viele hofften, nicht Neapel sondern der Kirchenstaat werde sein nächstes Ziel sein. Längst hatte die Aktionspartei in dieser Voraussicht Freiwillige gesammelt; 2000 standen unter Nicotera in der

Liberaler
Schwenkung
in Neapel.

Der Krieg in
Sizilien.

Kapitulation
von Milazzo.

Räumung
Messinas.

Rüstungen der
Aktionspartei.

Gegend von Florenz; für 8000 andere war Terranova an der Ostküste Sardinien zum Sammelplatz bestimmt. Dem Turiner Ministerium war dies wohl bekannt; es hatte durch Farini ausdrücklich deshalb mit Bertani, dem Bevollmächtigten Garibaldis in Genua, verhandelt, und beide hatten Ende Juli ein Abkommen geschlossen, wonach diese Tausende sich in kleinen Abteilungen nach Terranova begeben und von da unter Pianciani's Führung über Sizilien nach der römischen Küste abgehen sollten. In Wirklichkeit aber war der lebendige Wunsch Cavour's jene Freiwilligen auf Neapel zu werfen, und darin traf er diesmal mit Garibaldi zusammen, der ohne neue Unterstützung sich nicht stark genug fühlte; von den Sizilianern aber durfte er nichts hoffen; als Medici seine Truppe fragte, wer mit auf das Festland wolle, meldeten sich — acht. Er bedurfte so des für Rom erworbenen Corps und begab sich deshalb am 6. August von Palermo nach Cagliari auf Sardinien, wo er Pianciani fand; denn auf Cavour's Befehl hatten sich die einzelnen Abteilungen, so wie sie ankamen, von Terranova dorthin verfügen müssen und waren so bereits von dem Wege nach Rom ab und auf den nach Sizilien hingedrängt worden. So ungern nun viele von ihnen den römischen Plan auch aufgaben, so zauderten sie doch nicht Garibaldis Verlangen zu erfüllen und folgten ihm nach Sizilien, wo sie am 17. August 1860 landeten.

Garibaldis
Verstärkungen.

Übergang nach
dem Festlande.

Mittlerweile hatte der Übergang auf das Festland schon begonnen; doch waren es nur 150 Mann unter Missori, die als Pfadfinder am 9. August vorangegangen waren und sich einstweilen auf dem Aspromonte in der Südspitze Kalabriens festsetzten. Jetzt, da er im ganzen über 18 000 Mann verfügte, folgte Garibaldi ihnen nach. Glücklicherweise vermied er ein paar königliche Kriegsschiffe und landete am 19. August von Taormina aus bei Melito, dem südlichsten Dorfe der Halbinsel. Drei Tage darauf ergab sich ihm Reggio, die Hauptstadt des jenseitigen Kalabriens. Am demselben Tage landeten nördlich von Reggio Medici und Cosenz mit ein paar tausend Mann. Dadurch geriet ein ansehnliches Truppenkorps unter General Briganti bei Piale zwischen zwei Feuer und kapitulierte am 23. Über 10 000 Mann waren es, die so die Waffen streckten und — was noch mehr den schlechten Geist der neapolitanischen Armee kennzeichnete — da ihnen freigelassen wurde zu gehen, wohin sie wollten, nach allen Richtungen auseinanderliefen, so daß nur 1800 von ihnen sich wieder zusammefanden. Im Fluge verbreitete sich jetzt die Erhebung durch die südlichen und östlichen Provinzen; in Potenza, in Bari, in Foggia standen die Bewohner auf, und die Truppen, die gegen sie geschickt wurden, machten gemeinsame Sache mit ihnen. Einzelne Regimenter auszusenden durften die neapolitanischen Generale gar nicht mehr wagen und sammelten fast alle ihre Streitkräfte, etwa 36 000 Mann, in dem Dreieck Neapel-Salerno-Ariano. Was sich an Truppen noch südwärts befand, wurde zur Kapitulation gezwungen; so am 30. August der General Ghio mit 12 000 Mann und wenige Tage später die Brigade Caldarelli. Bis Salerno stand

Schnelle Er-
folge.

der Weg dem Eindringling offen, und wenn überhaupt, so mußte es dort zu einer Schlacht kommen und das Schicksal der Hauptstadt sich entscheiden.

Dort war es bis dahin auf der Oberfläche leidlich ruhig geblieben; aber in der Tiefe arbeiteten die Parteien um so heftiger. Als Sturm-
vogel war am 3. August Persano in den Hafen von Neapel eingelaufen. Er hatte von Cavour die Weisung, wenn irgend möglich die Abreise des Königs zu veranlassen und vor Garibaldis Ankunft die Revolution zu entfesseln. Sobald dies geschehen, sollte er seine Truppen ausschiffen und die Forts besetzen, die neapolitanische Flotte aber, deren Offizierkorps in der Mehrzahl für den Plan gewonnen war, mit der seinigen vereinen. Er selbst oder der sardinische Gesandte Villamarina war zum Diktator bestimmt. Auf solche Weise hoffte Cavour Garibaldi zu überlisten und ihm das Heft zu entreißen, das er gutwillig in Sizilien nicht hatte aus der Hand geben wollen. Die Mittel, deren sich Persano und Villamarina bedienten, waren von der bedenklichsten Art. Für Bestechungszwecke war ihnen ein unbegrenzter Kredit eröffnet; im entscheidenden Augenblick mischten sie sich selbst verkleidet unter die Matrosen im Hafen um sie durch Geldspenden zu vermögen die Steuerruder ihrer Schiffe unbrauchbar zu machen, das Wasser aus den Heizkesseln zu lassen und durch solche Mittel die Flotte unfähig zu machen dem fliehenden König zu folgen. Um ihn zur Flucht zu bewegen bedienten sie sich des verrätherischen Ministers Liborio Romano, ja sie gewannen selbst den Oheim des Monarchen, den Prinzen von Syrakus, dessen Gemahlin eine Base Viktor Emanuels war, und veranlaßten beide dem ratlosen Franz Briefe (am 20. und 25. August) zu schreiben, in denen sie Flucht oder Abdankung als die einzige Rettung hinstellten. Auch mit den geheimen Revolutionsausschüssen knüpften sie Verbindungen an um durch sie den Aufstand und die Wahl des Diktators zu beschleunigen; aber nur der mindermächtige der gemäßigten Partei war dazu bereit; der mazzinistische wollte keinen anderen Diktator als Garibaldi und warnte in seinen Aufrufen vor den piemontesischen Intriguen; nicht eher dürfe die Erhebung beginnen, als bis Garibaldi nahe sei. Daran scheiterte vornehmlich die Absicht Cavour's; am 31. August erkannte er, daß er dem gefeierten Volkshelden den Vorsprung nicht abgewinnen werde; er verzichtete für jetzt darauf und bereitete sich vor im Kirchenstaate zum drittenmal den Versuch zu machen, der in Palermo und Neapel mißlungen war.

Bis zum 4. September bestand am neapolitanischen Hofe noch die Absicht vor Salerno dem heranrückenden Feinde eine Schlacht zu liefern; besonders die Königin Marie bestürmte ihren Gemahl an der Spitze seiner Truppen seinen Thron zu verteidigen. Aber je näher Garibaldi kam, desto mehr schwand der Mut. Kein General wollte den Oberbefehl in diesem Entscheidungskampfe übernehmen, und so ward am 6. September beschlossen die Armee nördlich von Neapel bei Capua am Vol-

Bustand in
Neapel.

Sardinische
Wählereien.

Falsche Rat-
geber.

Cavour und
Garibaldi.

Flucht des
Königs von
Neapel.

turno zusammenzuziehen. Noch an demselben Tage dampfte das Königs-
paar auf einem Postschiffe, begleitet von zwei spanischen Kriegsfahrzeugen,
dem österreichischen, preussischen und spanischen Gesandten, nach der
Festung Gaeta ab.

Einzug Garibaldi's.

Seine Diktatur.

Sogleich machte sich Villamarina auf Garibaldi entgegen zu reisen; Vitorio Romano stellte dem „unbesiegbaren General, dem Diktator beider Sizilien“ seine Dienste zur Verfügung. Schon anderen morgens traf der gefeierte Held, von wenigen Offizieren begleitet, ein und fuhr in offenem Wagen durch die Stadt, deren Forts noch von 8000 königlichen Soldaten besetzt waren. Er übernahm die Diktatur, bildete ein Ministerium Scialoja-Romano, führte die sardinische Verfassung von 1848 ein, und übergab die Flotte, die aus 34 Schiffen bestand, dem piemontesischen Admiral. Von der Vereinigung Neapels mit dem norditalischen Königreiche wollte er aber noch nichts wissen; erst wenn er auch den Kirchenstaat von dem Joche, das auf ihm lastete, befreit, hielt er die Zeit zur Annexion für gekommen.

Cavour und der Kirchenstaat.

Auf der anderen Seite war aber Cavour nicht länger gewillt der Bewegungspartei allein das Feld zu überlassen. Garibaldi persönlich war gut königlich gesinnt, aber seine vertrautesten Ratgeber arbeiteten für ihr Ideal: eine süditalische Republik, die sich bei günstiger Gelegenheit auch über Norditalien ausdehnen sollte. In klarer Einsicht dieser Gefahr stand Cavours Programm fest: soll die Monarchie gerettet werden, so müssen die königlichen Truppen am Volturno sein, ehe Garibaldi bis an die Grenze der Romagna vordringt. Kaum war daher in Turin die Nachricht von dem Einzug in Neapel eingetroffen, so erließ Cavour eine Aufforderung an den Kardinal Antonelli, deren einziger Zweck war den Bruch herbeizuführen: er verlangte die Entlassung der fremden Söldner, welche das Eigentum, die Ehre und das Leben der Bewohner gefährdeten. Es hieß das nichts anderes als die Auflösung der päpstlichen Armee fordern. Seit mit dem Ende des Jahres 1859 die Möglichkeit einer Abberufung der französischen Besatzung, die seit 1849 in Rom stand, näher getreten war, hatte nämlich der päpstliche Kriegsmminister Graf Merode mit großem Eifer die Verstärkung des eigenen Heeres betrieben und da die Bevölkerung des Kirchenstaates weder sehr zuverlässig noch sehr kriegstüchtig war, vorzugsweise glaubenseifrige oder abenteuerlustige Ausländer angeworben. Die österreichische Regierung unterstützte ihn dabei äußerst wirksam, indem sie den Übertritt aus ihrer Armee in die päpstliche begünstigte; der klerikale Adel Frankreichs und Belgiens — letzterem gehörte Merode selbst an — drängte sich mit Eifer unter die Fahnen des Kirchenfürsten, und da der vielgerühmte französische Legitimist Lamoricière den Oberbefehl übernahm, so setzte die Kurie nicht geringe Hoffnungen auf die neue Armee, die etwa 20 000 Mann stark sein mochte. Selbstverständlich wies also Antonelli Cavours Aufforderung verächtlich zurück, und Pio Nono verkündete seinen Getreuen, daß der Zorn des Herrn diese neuen Sanheribe aus-

Merode und Lamoricière.

rotten werde. Dies Vertrauen ging nicht in Erfüllung. Am 11. September 1860, demselben Tage, an welchem Antonelli die piemontesische Forderung abschlug, rückte General Fanti in die Marken und Umbrien ein. Während sein rechter Flügel die Tiber hinauf nach Perugia und weiter über Foligno und Spoleto bis an die neapolitanische Grenze vordrang und so den Truppen Lamoricières den Rückzug durch die Pässe des Apennin verlegte, rückte Cialdini längs der Küste an Ancona vorbei um sich zwischen diese Festung und Lamoricière zu werfen, dessen Hauptquartier seit dem 17. September der Wallfahrtsort Loreto am rechten Ufer des Musone war. Am linken Ufer bei Castel Fidardo nahm Cialdini mit 18 000 Mann Stellung, und da Lamoricière nur 6000 Mann hatte, waren seine Aussichten sich nach Ancona durchzuschlagen sehr gering. Der Angriff, den er selbst durch Überschreiten des Flusses begann, wurde zurückgewiesen; schon mittags gab er das Spiel verloren und rettete nur sich selbst mit etwa 130 Begleitern nach Ancona; der Hauptteil seiner Truppen, gegen 4000 Mann mit 11 Geschützen unter dem Obersten Cudenhoven, mußte am nächsten Tage in Loreto kapitulieren. In Ancona stand eine Besatzung von etwa 5000 Mann. Als Lamoricière am Abend des 18. den Oberbefehl über dieselbe antrat, war die Festung schon auf der Seeseite von 10 Schiffen Persanos blockiert, die auf Befehl Cavour's sich von Neapel in die Adria begeben hatten. Cialdini mit den Landtruppen trat erst am 24. in Thätigkeit; den vereinten Bemühungen gelang es die Festung am 29. zur Ergebung zu zwingen. Da inzwischen auch mehrere kleinere Forts gefallen waren, konnte Fanti als Erfolg des 18tägigen Feldzugs die Einnahme von 6 festen Plätzen, die Erbeutung von 190 Geschützen, die Gefangennahme von 17—18 000 Feinden rühmen. Sein eigener Verlust betrug 579 Mann.

Ein Angriff auf das Erbteil St. Peters, auf die ewige Stadt selbst konnte nicht in Cavour's Plänen liegen; er hätte ihn unausweichlich mit Frankreich in Krieg verwickelt. Schon den Einfall in die Marken mißbilligte Napoleon, wenn auch mehr zum Schein als im Ernst. Wie die Dinge lagen, mußte ihm Viktor Emanuels Sieg und Herrschaft, so unerwünscht sie an sich waren, doch lieber sein als Garibaldis und der Bewegungspartei Erstarken. Seinen Gesandten berief er freilich gleich am 11. September von Turin ab, allein unter der Hand mochte Cavour doch zur Genüge erfahren, wie man in den Tuileries denke. Er zauderte deshalb auch nicht auf dem beschrittenen Wege zu beharren. Daß er dabei einen ernstlichen Zusammenstoß mit dem heißblütigen Garibaldi zu bestehen haben werde, machte er sich vollkommen klar; aber er baute auf die Notwendigkeit seiner Politik. Die Radikalen suchten mittlerweile sich Garibaldis immer mehr zu versichern. Sie bewogen ihn bei einem kurzen Aufenthalt in Palermo seinen bisherigen Stellvertreter in Sizilien, den Cavour freundlichen de Pretis, am 11. September durch Mordini zu ersetzen; sie hätten ihn sogar gern zu dem Befehle vermocht die von Norden her anrückenden königlichen Truppen als Feinde zu behandeln.

Einmarsch der
Piemontesen.

Schlacht von
Castel Fidardo.

Fall von
Ancona.

Diploma-
tischer Bruch
Sardiniens
mit Frank-
reich.

Cavour und
Garibaldi.

Dazu besaß Garibaldi jedoch zu viel gesunden Patriotismus. Überdies war er dem Könige in wahrer Ergebenheit zugethan; all sein Haß richtete sich gegen den Diplomaten Cavour. Ihn zu stürzen war sein lebhafter Wunsch, und er machte den direkten Versuch dazu, indem er den Marchese Pallavicino, den er zum Prodiaktor des festländischen Neapel ernannte, nach Turin schickte um von Viktor Emanuel eine Änderung nicht seiner Politik aber seiner Minister zu fordern. Der König würdigte indes den Ernst der politischen Lage und die Unentbehrlichkeit Cavour's viel zu sehr, als daß er dessen angebotene Entlassung hätte annehmen können. Vielmehr genehmigte er die augenblickliche Berufung des Parlaments, das am 2. Oktober zusammentrat und seinen Richterspruch in diesem persönlichen und prinzipiellen Streite zu Gunsten Cavour's fällte, indem es am 11. Oktober 1860 nach lebhaften Erörterungen mit überwältigenden Mehrheiten (im Unterhause 296 gegen 6) die Annexion von Mittel- und Unteritalien genehmigte, falls die Bevölkerungen in freier Abstimmung dieselbe verlangen sollten. Trotzdem suchte Garibaldi, von Crispi und Mordini verleitet, seinen Widerspruch noch fortzusetzen und ordnete Wahlen zu einer Nationalversammlung an, welche zuvor die Bedingungen der Annexion und die Art der Abstimmung festsetzen sollte. Doch hier war er an der Grenze seiner Macht angelangt. Pallavicino forderte seine Entlassung, wenn die von ihm auf den 21. Oktober anberaumte Abstimmung vereitelt werde; die Stadt Neapel vollzog eine großartige Demonstration, indem am 13. morgens alle Welt, „als ob in der Nacht ein si-si-Schneefall stattgefunden hätte“, mit si (Ja-) Zetteln auf den Straßen erschien. Eine Menge von Adressen, eine Beratung mit den angesehensten Männern überzeugte Garibaldi, daß die öffentliche Meinung auf Pallavicinos Seite stehe. Dieser blieb im Amte, sein Hauptgegner Crispi schied aus dem Ministerium, und am 21. Oktober fand die Abstimmung auf dem Festland und auf der Insel statt. Hier ergab sie auf 430 000 bejahende nicht ganz 700, dort auf 1 300 000 zustimmende etwas über 10 000 verneinende Stimmen. In den Marken und Umbrien befragte Cavour die Bevölkerung 14 Tage später; auch sie entschied sich am 4. und 5. November (mit 230 000 gegen 1600 Stimmen) für die Vereinigung mit dem übrigen Italien. Nur Venetien und das Erbteil St. Peters fehlten jetzt noch in dem neuen nationalen Verbands.

Richterspruch
des Parla-
mentes.

Annexion
Neapels, der
Marken und
Umbriens.

Kämpfe um
Capua.

Inzwischen hatten aber die Waffen nicht geruht. Das bourbonische Heer stand seit dem 7. September hinter der Volturnolinie, an welcher Capua ihr starkes Ausfallsthor bildete. Die Stellung war fest und die Verteidiger an Zahl den Garibaldianern weit überlegen. Deshalb zögerten diese mit dem Angriff, zumal ihnen ein Versuch jenseit des Flusses bei Cajazzo festen Fuß zu fassen am 21. September eine empfindliche Schlappe zugezogen hatte. Da ergriffen am 1. Oktober die neapolitanischen Truppen die Offensive und bedrängten, 30 000 Mann stark, in Gegenwart des Königs Franz, die 20 000 Freiwilligen, die südöstlich von Capua um

Maddaloni und Caserta standen. Eine Umgehung des rechten feindlichen Flügels schien ihnen den Sieg zu verbürgen; aber sie wurde zu langsam ausgeführt und scheiterte. Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte kämpften Garibaldi und mit ihm vorzüglich Medici den ganzen Tag über, bis sich abends die Neapolitaner auf Capua zurückzogen: 3000 Mann, die in Caserta zurückblieben, wurden am nächsten Tage umzingelt und zur Ergebung genötigt. Bei diesem Nachspiel wurde Garibaldi, dem der vorhergehende Tag über 3000 Mann gekostet hatte, zum erstenmal von königlichen Truppen, die Villamarina von der Flotte schickte, zum großen Ärger seiner radikalen Generale unterstützt. Er selbst war sehr dankbar dafür und lud ein paar Tage darauf Viktor Emanuel, der sich inzwischen nach Ancona begeben hatte, zu einem Besuche in Neapel ein. Der König folgte dieser Einladung an der Spitze von 30 000 Mann. Ohne Widerstand zu finden rückte er längs der adriatischen Küste vor und überschritt den Apennin ohne Kampf. In dem Paß von Castel Sangro, welcher zu den Volturnoquellen hinab nach Isernia führt, kam es am 20. Oktober zuerst zum Gefecht. Der Langsamkeit seiner Gegner hatte es Cialdini, welcher die Vorhut befehligte zu danken, daß er den Engpaß rechtzeitig besetzen und den Feind in die Ebene hinabwerfen konnte. Durch diesen erfolgreichen Marsch war das oberitalische Heer in den Rücken der Volturnolinie vorgedrungen und die Neapolitaner mußten dieselbe bis auf das feste Capua räumen und hinter den Garigliano zurückgehen. Vor dem Übergang über diesen Fluß empfing Viktor Emanuel in Teano am 26. Oktober den Besuch Garibaldis, der den Umständen gemäß etwas kühl verlief. Die beiden Heere teilten sich in die noch zu lösende Aufgabe, und zwar so, daß den Freiwilligen die Bezwingung von Capua, den Königlichen die Belagerung von Gaeta zufiel. Jene Festung mit ihrer 10 000 Mann starken Besatzung und fast 300 Kanonen ergab sich schon am 2. November 1860, und am 3. gelang es dem Nordheere den Garigliano zu überschreiten. Mehrere Tage war es daran behindert durch den Einspruch des französischen Admirals Barbier de Tinan, der mit einer Flotte vor Gaeta lag und auf Persanos Schiffe zu schießen drohte, wenn diese sich an dem Kampfe beteiligen würden. Auf die telegraphischen Beschwerden des Königs wies jedoch Napoleon seinen Admiral an sich auf die Beschützung Gaetas von der Seeseite zu beschränken, und gestattete dadurch den Übergang über den Fluß. Das feindliche Heer war noch so zahlreich, daß es in der Festung keinen Raum und keine Lebensmittel gefunden hätte; deshalb zogen sich nur 10 000 dorthin zurück; fast doppelt soviel überschritten die römische Grenze und wurden dort entwaffnet. So war denn in den ersten Tagen des November außer der Citadelle von Messina und einem kleinen Kastell an der römischen Grenze, Civitella del Tronto, Gaeta der einzige Punkt, wo König Franz noch gebot. Hier verteidigte er sich noch fast ein Vierteljahr hindurch, bis zum 13. Februar 1861. Die Belagerer befanden sich in einer sehr unglücklichen Lage, weil ihnen bis Ende Januar von den Franzosen der

Viktor Emanuel nach Neapel.

Capua und Gaeta.

Fall von Gaeta.

Angriff auf den drei Seiten, welche das Meer bespült, unterjagt wurde. Erst als Barbier de Tinan auf Englands Drängen die Rhede verließ und seit dem 22. Januar die Flotte unter Persano in die Beschießung mit eintrat, wurde eine erfolgreiche Belagerung möglich. Dem jungen König und seiner bayerischen Gemahlin, die mit großem Mute sich der Pflege der Kranken und Verwundeten widmete, wurde dadurch wenigstens ein ehrenvolles Ende ihrer kurzen Königsherrlichkeit bereitet. Ein französischer Dampfer brachte sie nach Civitavecchia, als Gaeta nach 101 tägiger Belagerung die weiße Fahne aufziehen mußte. Noch einen Monat länger hielt sich Messina, Civitella del Tronto gar um 5 Wochen; jenes ergab sich am 13., dieses am 20. März 1861, zu einer Zeit, wo Viktor Emanuel bereits den Titel eines Königs von Italien angenommen hatte.

Garibaldi
nach Caprera.

An der Belagerung von Gaeta nahm dieser keinen Teil, sondern begab sich am 7. November nach Neapel, wo er mit Garibaldi und den beiden Prodictatoren Pallavicino und Mordini in geschlossenem Wagen und bei strömendem Regen, aber unter dem endlosen Jubel der dichtgedrängten Menschenmenge seinen Einzug hielt. Als neuen Statthalter des Königreiches brachte er Farini mit. Vergeblich waren die Bemühungen Garibaldis diese Würde für sich zu erlangen, vergeblich seine Klagen, daß er wie eine ausgepreßte Orange jetzt beiseite geworfen werde. Es war eine unabweisliche Notwendigkeit, daß eine politisch zuverlässigere Hand die Zügel der Regierung übernahm. Erbittert lehnte er den höchsten Orden der Annunciata, den ihm der Monarch bot, als königliche Klingelware ab, verabschiedete sich von seinen Getreuen und schiffte sich am 9. November 1860, arm wie er gekommen, auf dem Washington nach seiner Felseninsel Caprera ein. Seine Freiwilligen sollten, nach einem Dekret vom 12. neben dem stehenden Heer auch ferner ein besonderes Korps bilden; doch sah es die Regierung nicht ungern, daß sich die Reihen immer mehr lichteteten und diese gefährliche Stütze des Thrones einer allmählichen Auflösung entgegenging. Für Garibaldi freilich war das ein neuer Grund zum Haß gegen Cavour, und mit ungemildertem Zorn erschien er in dem ersten Parlamente, das, ganz Italiens Vertreter vereinigend, am 18. Februar 1861 zusammentrat. Während der ersten zwei Monate hielt er sich schmollend zurück; er nahm nicht teil an dem einstimmigen Beschlusse, der am 14. März Viktor Emanuel zum Könige von Italien (durch die Gnade Gottes und durch das Volk) erklärte, noch an dem Ausspruch, durch welchen die Kammer Italiens Anrecht an Rom als an seine Hauptstadt verwahrte. Als aber Ricasoli den Versuch machte eine Verständigung zwischen den beiden Männern herbeizuführen, welche das größte Verdienst um das Vaterland sich erworben hatten, da wies er in lebhafter Rede jede Versöhnung mit dem Manne, der Nizza verschachert und den Bürgerkrieg heraufbeschworen habe, zurück. Es lag in dieser unerbittlichen Feindschaft doch etwas von der rächenden Nemesis für so manches versängliche Mittel, dessen beide Männer sich zur Erreichung ihres großen Zweckes bedient

Seine Frei-
willigen.

Das König-
reich Italien.

Garibaldi
und Cavour.

hatten. Cavour empfand das tief und verließ das Parlament, als es sich am 20. April für ihn ausgesprochen hatte, heftig erschüttert. Er fühlte wohl schon den Keim des Todes in sich. Aufreibende Arbeit und Sorgen aller Art zehrten an seinen Kräften. Das neue Ministerium, das er am 22. März aus Männern aller Provinzen gebildet, war ohne ihn nichts. Der Toskaner Peruzzi, der Modenese Fanti, der Romagnole Minghetti, der Neapolitaner de Sanctis und all die anderen neuen Kollegen waren wohl tüchtige Männer, aber sein Werk fortzusetzen war keiner von ihnen fähig. Die Opposition in der Kammer war fürerst zwar noch schwach; aber in der Mehrheit waren zahlreiche Ansätze zu Spaltungen und Feindschaften. Schwere Aufgaben waren im Inneren zu lösen. Die ganze Verwaltung des Königreiches mußte geordnet werden, und es war eine verhängnisvolle Frage, ob die Anhänger der straffen Einheit oder die Verteidiger des Regionalsystems, die aus den bisherigen Einzelstaaten Provinzen von ausgedehnter Selbständigkeit machen wollten, das rechte trafen. Cavour selbst schwankte, wofür er sich entscheiden sollte. Nicht mindere Sorge mußte ihm das Verhältnis der Kirche zum Staate bereiten. Zwar stand das Ziel ihm hier klar vor Augen. Die freie Kirche im freien Staate war sein Lösungswort, das letzte Wort, welches auf dem Totenbette von seinen Lippen kam. Aber die Wege zu diesem Ziel, die Mittel zur Überwindung des Widerstandes der Geistlichkeit, die Bemühungen unter den Abgeordneten die richtige Einsicht zu verbreiten, erforderten unausgesetzte aufreibende Thätigkeit. Dazu die bedenkliche Lage nach außen. Von allen Großmächten hatte nur England das neue Königreich anerkannt; von anderen europäischen Staaten bis zu Cavour's Tode nur die Schweiz und Griechenland, dazu die Vereinigten Staaten und ein halbes Duzend Staaten von dem Kaliber Marokkos und Uruguays. Frankreich, Rußland, Oesterreich, Spanien hatten keinen Gesandten in Turin. Die Zukunft war in dunkle Wolken gehüllt. Aber Cavour's Vertrauen und sein Glaube in diese Zukunft wurde deshalb nicht erschüttert; moralisch blieb er stark, auch als sein Körper der Last der Arbeit erlag. Am 29. Mai kam er fieberhaft erregt aus dem Parlament nach Hause; es sollte sein letzter Ausgang gewesen sein. Vergebens suchten die Ärzte durch häufige Aderlässe die Fieber zu bekämpfen; sie beschleunigten dadurch nur die Abnahme der Kräfte. Vergeblich suchte der Graf selbst seine Schwäche zu überwinden und hielt sogar im Bette liegend noch einen zweistündigen Ministerrat ab; nach wenigen Tagen war sein Zustand hoffnungslos. Am 4. Juni empfing er die Sacramente und den letzten Besuch des Königs; am 6. Juni 1861, dem achten Tage seiner Krankheit, gegen 7 Uhr morgens, verschied er.

Das neue Ministerium.

Verwaltungsaufgaben.

Kirche und Staat.

Die Lage nach außen.

Cavour's Tod.

Der Zustand Italiens.

Vollendet hatte er das Werk seines Lebens nicht, selbst in den äußeren Umriffen nicht; denn noch fehlten Rom und Venedig in dem jungen Einheitsstaate. Viel ernstlicher aber als dieser Mangel war der berechtigte Zweifel, ob das neue Gebäude den Stürmen, die da kommen

würden, standzuhalten vermöge. Alles, was Italien feind war, hoffte auf die inneren Spaltungen, und prophezeite, daß Beelzebubs Reich in sich selbst uneins werden und nicht bestehen würde. An Stoff zu solcher Voraussage fehlte es nicht. Nur durch Cavour's starke Hand waren die republikanischen Gelüste zeitweilig gebändigt und nicht so sehr überwunden als überlistet; der Boden, auf dem Viktor Emanuels Thron stand, war bis in die Tiefen durchwühlt, ein kräftiger Stoß konnte über kurz oder lang kommen und das neue Königreich über den Haufen werfen. Heer und Flotte hatten, wie achtungswerthes sie auch geleistet haben mochten, die letzte Probe doch jedenfalls noch nicht bestanden; in dem Kampfe mit Oesterreich hatten die französischen Bundesgenossen den Ausschlag gegeben; im Kampfe mit dem Papste und Neapel war der Gegner schwach und schlecht vorbereitet überfallen. Die Finanzen Sardinien's waren schon vor dem Kriege nicht im besten Stande, trotz hoher Steuern hatten die Schulden sich gemehrt; zwei Milliarden betrug sie zu Anfang des Jahres 1861 und einer Einnahme von 500 Millionen standen Ausgaben von der doppelten Höhe und darüber entgegen; daß der neue Zustand keine Verminderung derselben zulasse, lag auf der Hand, die Hilfsquellen der eroberten Provinzen waren unentwickelt und boten für die nächste Zukunft keine Erleichterung. Mußten aber trotzdem neue Steuern ausgeschrieben werden, so gab das der Unzufriedenheit wiederum Nahrung und den feindlichen Parteien erwünschte Vorwände zum Heben. Über das ganze Land zerstreuten sich Garibaldi's Freiwillige, die ihren Abschied verlangt hatten, und über das ganze Land zerstreut waren ohnedies schon die Vorkämpfer des Papstes, die Freunde des Alten, die Priester, die von der Kanzel und im Beichtstuhl das sündhafte neue Regiment offen und versteckt angriffen. Wenn Radikale und Reaktionäre zusammenwirkten, konnte da die Schöpfung Cavour's sich ohne fremden Beistand erhalten? Und war fremder Beistand zu erwarten? Das einzige England stand unbedingt auf der Seite Italiens und selbst bei ihm war von freundlichen Gesinnungen bis zu thatkräftiger Unterstützung in der Stunde der Gefahr doch ein weiter Schritt. Allerdings war auch von Napoleon anzunehmen, daß er seinen Schützling nicht gänzlich fallen lassen werde. Doch wenn dieser Schützling von der radikalen Partei zum Angriff auf Rom oder Venetien gedrängt wurde, wie dann? Nur den Züricher Frieden und die Erwerbungen in Mittelitalien erkannte Frankreich als rechtsverbindlich an; was weiter geschehen war, entbehrte seiner Zustimmung und konnte von ihm ohne Demütigung preisgegeben werden. Ja faßte man den Fall ins Auge, daß Napoleon aufhöre Frankreich zu beherrschen, so standen die Sachen für Italien noch weit schlimmer; denn in der Masse der französischen Bevölkerung und bei den Gegnern des Kaiserreiches war Mißgunst gegen das einheitliche Königreich weit häufiger zu finden als Wohlwollen und Freundschaft. Wohl stand Napoleons Thron zur Zeit noch fest; aber durch den ganzen Erdteil ging die dumpfe Ahnung, daß dem Kaiser ein

neuer Krieg unentbehrlich sei, daß er mit neuen Eroberungsplänen sich trage; — und daß dann Verwickelungen eintreten müßten, die Italien ernstlich gefährdeten, wer konnte das verkennen? Wo also lag die Stärke des neuen Staates, die ihm die Zukunft verbürgte? Sie lag trotz aller Parteilungen, die ihn zerrütteten, trotz aller Wühlereien der Mazzinisten und der Klerikalen, in dem großen Gedanken der nationalen Einheit. Der Glaube an das Prinzip der Nationalität war eine Macht geworden in Europa, und die ihn genährt, solange er noch nicht zur Verwirklichung gelangt war, die sogen jetzt, da sie vom Glauben zum Schauen vorgebrungen waren, aus ihm eine Kraft, die sie unbesiegbar machte. Viel Lug und Trug, viel Selbstsucht und unedle Berechnung hatten mitgewirkt um Italien ins Leben zu rufen; aber es stand jetzt da und war die Verkörperung einer Idee, deren Sittlichkeit, innere Gesundheit und Naturgemäßheit selbst der bitterste Gegner nur für den einzelnen Fall, nicht aber im allgemeinen bestreiten konnte. Daß dieser Fortschritt um der Mängel und Sünden willen, unter denen er sich vollzogen, wieder rückgängig gemacht werden sollte, war für jeden, der an den Fortschritt glaubte und der da wußte, daß große Umwälzungen fast nie ohne großes Unrecht sich vollziehen, ein Ding der Unmöglichkeit. Aber mehr noch als dies: wenn das Nationalitätsprinzip in Italien den Sieg errungen hatte, so war das ein mächtiger Antrieb für alle die anderen Völker und Völkchen, die von demselben Grundsätze das Heil auch für sich erwarteten. Jedes dieser Völker war für Italien ein Bundesgenosse, für Oesterreich und die vertriebenen italienischen Fürsten ein Gegner. Allen anderen voran stand an Wichtigkeit die deutsche Nation, stand der preußische Staat, dem jenseit der Alpen die Rolle zufallen mußte, die Sardinien im Süden gespielt hatte. Auf Preußen waren deshalb Cavour's Blicke seit langem sehnsüchtig gerichtet gewesen. Unmittelbar nach seinem Besuche in Plombières war er nach Baden-Baden geeilt um dort die Bekanntschaft des Prinzregenten zu machen. Er gewann schon damals die Überzeugung, daß Manteuffels Tage gezählt seien, daß bald ein kräftigerer Geist in die preußische Politik einziehen werde. Auch der Eindruck, den er selbst auf den Prinzen machte, war ein günstiger, und in Berlin erscholl bald die Klage, daß er den Regenten ganz für sich erobert habe. Das war nun freilich übertrieben, und Cavour sollte bald die Erfahrung machen, daß sich die preußischen Staatsmänner nicht so leicht um der großen Idee willen über das bestehende Recht hinwegsetzten, wie er das vermochte. Als wenige Monate später der Fürst von Hohenzollern ein neues Ministerium bildete, versuchte der sardinische Minister durch den Marquis von Pepoli, einen Verwandten des Fürsten, von diesem die Zusicherung einer wohlwollenden Neutralität oder wohl gar der Unterstützung in einem Kriege mit Oesterreich zu erlangen. Napoleon, den Pepoli vorher besuchte, begünstigte diese Bemühungen eifrig und zeigte sich einer Vergrößerung Preußens und einem Bündnisse mit ihm sehr geneigt, ohne vorderhand von Gegenleistungen zu sprechen.

Die Kraft
des Nationalitätsprin-
zips.

Cavour und
Preußen.

Hohenzollern jedoch lehnte diese Eröffnungen ab. So sehr Cavour das bedauern mußte, ließ er doch den Gedanken eines Bundes mit Preußen nicht fallen. Er ist mit breiten Lettern in das Buch der zukünftigen Geschichte eingeschrieben, meinte er damals; Preußen ist unwiderruflich an die nationale Idee gebunden. Und dieser Ansicht blieb er bis auf das Totenbett treu; in seinen letzten Fieberphantasien beschäftigte er sich emsig mit diesen Preußen, die so langsam seien, die fünfzig Jahre zu dem brauchten, was Italien in dreien vollbracht. Als eine Art von Vermächtnis hinterließ er den Plan eines preußisch-italienischen Bündnisses seinen Nachfolgern; erst dieses Bündnis, erst die Frucht, die es zeitigen sollte, die Einigung Deutschlands, konnte der Einigung Italiens zu der inneren Gewähr der Dauer auch die äußere geben; erst dieses Bündnis eröffnete auch die Möglichkeit trotz Frankreichs Abneigung die letzten Steine in das Gebäude der italienischen Einheit zu fügen, Venetien und Rom mit dem neuen Staate zu verbinden. Daß der gewünschte Augenblick bald kommen werde, war kaum zu hoffen; unfreundlich genug hatte die preußische Regierung die letzten Schritte Cavour's beurteilt, beängstigende Gerüchte erzählten, daß der Kaiser von Oesterreich im August 1860 persönlich von dem preußischen Regenten zu Teplitz das Versprechen bewaffneter Hilfe bei einem Angriff auf Venetien erhalten habe. Und soviel war in der That richtig, daß man in Berlin entschlossen war nicht zum zweitenmal ein Bündnis Napoleons und Viktor Emanuels gegen Oesterreich hinzunehmen. Man erkannte dort die Berechtigung des Nationalitätsprinzipes vollkommen an; es bildet, so schrieb der preußische Minister des Aeußeren am 13. Oktober 1860 nach Turin, den laut ausgesprochenen Ausgangspunkt unserer eigenen Politik in Deutschland; aber als Beschränkung stellte er ihm das Rechtsprinzip gegenüber, das Cavour beständig mißachte, während die preußische Regierung beflissen sei die Forderungen der Nation auf Grund desselben zu verfechten; wer das nicht thue, der verlasse den Boden der Reform und betrete den der Revolution. Cavour meinte darauf lächelnd, Preußen werde ihm für das Beispiel, das er gegeben, dereinst noch dankbar sein, und er erlebte noch die Freude, daß der preußische Landtag sich im Februar 1861 zu Gunsten der neuen Ordnung in Italien aussprach. Aber die Hoffnung schon in nächster Zukunft auch die Regierung ungestimmt zu sehen und dadurch die Möglichkeit zu einem Angriff auf Venetien zu gewinnen hegte er nicht. Solch einen Angriff konnte er ohne Frankreichs Hilfe nicht wagen, und Frankreichs Hilfe, das erklärte auch England, mußte einen europäischen Krieg heraufbeschwören. Die Abtretung von Savoyen und Nizza hatte eine reiche Saat des Mißtrauens gegen den französischen Kaiser ausgestreut, so daß alle seine Nachbarn die Hand an die Waffen legten und entschlossen waren jeder ferneren Gefahr rechtzeitig zu begegnen: wollte er nicht einem großen europäischen Bündnisse trotzen, so mußte Napoleon, und mit ihm Cavour, für die nächste Zeit wenigstens auf jeden Angriff verzichten.

Frankreich und seine Nachbarn.

Die Schweiz und Belgien, England und Deutschland waren es, die sich am meisten von den Vergrößerungsgelüsten Frankreichs bedroht fühlten. So vernehmlich erhoben sich die Äußerungen des Argwohn und Zornes, daß der Moniteur in bittere Klagen über dieses „einstimmige Konzert böswilliger Gerüchte und falscher Beurteilungen“ ausbrach, und daß Napoleon all seinen Scharfsinn erschöpfte um auf Beruhigungsmittel zu sinnen. Nur den besten Weg, den er hätte einschlagen können, der Schweiz sein Wort zu halten und ihr die nördlichen Bezirke von Savoyen abzutreten verschmähte er. Bitter enttäuscht nahm der Bundesrat eine drohende Haltung an, die er doch nur dann zu behaupten vermochte, wenn die Großmächte ihm beisprangen. Aber Österreich und Preußen dachten nicht daran um dieser paar Quadratmeilen willen Krieg zu beginnen, Rußland erklärte den französisch-italienischen Vertrag geradezu für einen durchaus regelmäßigen Hergang, und England schmolte und grollte zwar mit dem Kaiser, war aber viel zu friedliebend, als daß es den gefährlichen Nachbar hätte reizen mögen. Diese Unlust der großen Mächte erstickte denn bald den anfangs sehr regen Kriegseifer der Schweizer. Die Bundesversammlung ließ sich vornehmlich durch den Züricher Regierungspräsidenten Dubs zur Nachgiebigkeit bestimmen; sie verweigerte dem Bundesrate die Ermächtigung Nordsavoyen militärisch zu besetzen, wie es die Kriegspartei, an deren Spitze Stämpfli von Bern stand, beabsichtigte, und der Bundesrat entließ daher die Truppen wieder, die er bereits aufgeboden hatte, und bemühte sich, auch das vergeblich, die Großmächte für eine Konferenz über die savoyische Frage zu gewinnen. In den östlichen Kantonen dauerte jedoch die Erregung noch lange fort, und als im Juni 1860 das Schweizer Schützenfest in Genf begangen wurde, erklangen trotzige und mutvolle Worte in Rede und Lied: eher sei man bereit die blühende Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, als sie französisch werden zu lassen; wie die Schweiz auf Genf, so könne Genf auf die Schweiz zählen. Wenn ja der französische Kaiser sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte auch diesen Boden allmählich für seine Abstimmungskünste vorbereiten zu können, so mußte ihn der kräftige Ausdruck der öffentlichen Meinung belehren, daß hier nur die Gewalt eine Fremdherrschaft begründen könne.

Einen lauten Widerhall fanden diese Schweizer Stimmen in Belgien, das nicht minder ernstlich den Beginn einer neuen Periode französischer Annexionen fürchtete. Wenige Tage nach dem Genfer Schützenfest, am 17. Juni 1860, wurde in Brüssel ein Verein begründet, dessen Mitglieder sich verpflichteten mit Gut und Blut die Unabhängigkeit ihres Landes zu verteidigen. Die Provinzialräte überschütteten den König mit Adressen, die ihn von der Einmütigkeit der öffentlichen Meinung überzeugen sollten, und in den Reden, die bei solchen Anlässen gehalten

Mißtrauen
gegen Frank-
reich.

Die Schweiz.

Belgien.

Befestigung
von Antwer-
pen.

wurden, erlang nicht minder entschlossen als in der Schweiz der Ruf: eher sollen unsere Städte in Grund und Boden zerstört und unsere Felder zu Wüsten werden, ehe wir die Herrschaft der Fremden uns gefallen lassen. Daß König Leopold und seine Regierung die vorhandene Gefahr nicht unterschätzten, konnte man besonders aus ihrem Eifer für die Befestigung von Antwerpen entnehmen. Seit 1848 schon war dieser Plan im Werke und seit 1851 lag er ausgearbeitet vor, allein die Genehmigung der Kammern war bisher nicht zu erlangen gewesen; die einen fürchteten der Entwicklung Antwerpens zu schaden, die anderen hielten es für richtiger Brüssel zu befestigen, nicht wenige wollten es vermeiden Frankreich zu reizen. Erst das Jahr 1859 erschütterte diese buntscheckige Opposition, und die Regierung erhielt im September 50 Millionen Francs für die Verteidigungsarbeiten. Späterhin machte ihr die Sache freilich noch große Not. Die Stadt Antwerpen klagte über die Schädigung, die sie erleide, ihre fünf Vertreter entzogen dem Ministerium ihre Unterstützung und brachten dessen Mehrheit dadurch so herunter, daß gelegentlich eine Stimme den Ausschlag gab. Erst durch allgemeine Neuwahlen im August 1864 gewann die Regierung wieder eine feste Majorität. Auf die Bereitwilligkeit für Belgiens Selbstständigkeit einzutreten waren diese Spaltungen jedoch völlig einflußlos; eine französische Partei, das zeigte die Bewegung des Jahres 1860 deutlich, gab es im Lande nicht. War das schon eine starke Bürgschaft gegen das Gelingen napoleonischer Angriffspläne, so wurde sie noch verstärkt durch die Entschlossenheit der Nachbarn Belgien zu schützen.

Holland. Selbst in Holland war der alte Groll so weit geschwunden, daß die gesamte Presse warm für den Nachbarstaat eintrat und der König im August 1860 den letzten Schritt that, der zur vollen Versöhnung noch immer fehlte, den einer persönlichen Zusammenkunft mit Leopold in Wiesbaden. Und wie er bei dieser Gelegenheit versicherte, daß die Stunde der Gefahr die beiden Völker brüderlich verbündet finden werde, so sorgte er durch die Vorlage eines neuen Wehrgesetzes im folgenden Monat dafür, daß Holland dann nicht unvorbereitet überrascht werde.

Es waren diese Maßnahmen um so bedeutungsvoller, als es wohl bekannt war, daß Wilhelm III. dank den Einflüssen seiner württembergischen Gemahlin dem Tuilerienhofe sehr nahe stand. Auch war er sichtlich beflissen eine Verständigung mit demselben anzubahnen und durch Besuche, die er im nächsten Jahre am französischen und am belgischen Hofe machte, vermittelnd zu wirken. In gleichem Sinne zu handeln war auch der englische Ministerpräsident Lord Palmerston, der alte Freund Napoleons, vorzugsweise geeignet. Unzufrieden im höchsten Grade mit der französischen Politik, wollte er doch mit dem Kaiser nicht brechen. Wenn ich Frankreich die eine Hand reiche, erklärte er im Parlamente, werde ich die andere an den Schild halten. Rüstig und energisch, wie er trotz seines hohen Alters noch war, zeigte er doch in diesem seinem letzten Ministerium weit größere Friedensliebe als früher,

England.

und sein Bestreben alle ernstlichen Verwickelungen im inneren oder von außen fern zu halten war unverkennbar. Insbesondere verhinderte er, der stets ein Gegner neuer Wahlreformen gewesen war, die Wiederaufnahme dieser Frage, obgleich sie es gewesen, die das Tory-Ministerium gestürzt hatte. Eine Reformvorlage Disraelis, die das Wahlrecht an die Zahlung einer jährlichen Pacht oder Miete von 10 Pfund knüpfte, war nämlich am 31. März 1859 in einer Minderheit von 39 Stimmen geblieben. Statt zurückzutreten hatten die Tories darauf Berufung an das Land eingelegt, waren aber nur wenig gestärkt aus den Wahlen hervorgegangen, so daß sie am 10. Juni vor einem Mißtrauensvotum des neuen Unterhauses doch zurücktreten mußten. Die Sieger konnten nun ein einheitliches Ministerium nicht herstellen, sondern mußten ihre Verwaltung aus Whigs, Peeliten und Radikalen bilden. Das auswärtige übernahm Lord John Russell, die Finanzen Gladstone, das Handelsministerium ein bewährter Freihändler, Milner Gibson. Gern hätte Palmerston das Haupt der Manchesterleute, Richard Cobden, in das Ministerium aufgenommen; allein so freudig dieser seinen Beistand gegen die Schutzzöllner versprach, so groß war sein Mißtrauen gegen die kriegerischen Gelüste des Lord Feuerbrand, den er noch immer für den gefährlichsten aller Premiers erklärte. Seine Besorgnisse waren unbegründet; nachgiebiger und friedenssüchtiger konnte kein Ministerium nach außen hin auftreten als unter Russells, Gladstones und Milner Gibsons Einfluß dies letzte Palmerstonsche Kabinett, und der erste wichtige Schritt, den es vornahm, war eine zweifellose Bekräftigung seiner friedlichen Absichten: der Abschluß eines Handelsvertrages mit Frankreich.

Sturz des
Tories.Ministerium
Palmerston.

Das Hauptverdienst daran gebührte Cobden, der natürlich kein Bedenken trug in dieser besonderen Sache sich dem Ministerium zur Verfügung zu stellen. Auf französischer Seite war Michel Chevalier sein wichtigster Verbündeter. Dieser gewann den Kaiser nicht sowohl für die Idee des Freihandels, der Napoleon schon seit Jahren huldigte, als vielmehr für den Entschluß sie jetzt auf dem Wege des Vertrages ins Leben zu rufen. Er teilte Cobden brieflich die günstige Stimmung des französischen Herrschers mit, dieser benachrichtigte das Ministerium davon und übernahm die Führung der Verhandlungen in Paris. Die Grundlagen des Vertrages waren sehr bedeutende Zollermäßigungen für Eisen, Woll- und Baumwollwaaren in Frankreich, für Weine, Seide und Luxusartikel in England; für die Zukunft gestanden sich die beiden Länder gegenseitig alle Zollerleichterungen zu, die sie etwa dritten gewähren würden; der dadurch vorbereitete Bund der „meistbegünstigten“ Nationen, die in gewissem Sinne ein einziges Handelssystem bildeten, das bald alle bedeutenderen europäischen Staaten umschloß, durfte in der That für einen tüchtigen Schritt zu einer Verbrüderung der Nationen, zu einer Zeit dauernden Friedens gelten. Dafür wollte auch Napoleon den Handelsvertrag angesehen wissen und sprach das in einem schnell

Französisch-
englischer
Handelsver-
trag.

veröffentlichten Briefe aus, den er am 5. Januar 1860 an den Minister Fould richtete. Die Begeisterung darüber war in England größer als in Frankreich; in goldenen Buchstaben, so meinte John Bright auf einem Feste, das an dem Tage, an welchem der Vertrag unterzeichnet wurde, am 24. Januar, die Freihändler von Manchester feierten, in goldenen Buchstaben verdiene dieser Brief der Nachwelt überliefert zu werden, und Gladstone erging sich in den wärmsten Lobsprüchen auf Cobden, als er den Vertrag dem Unterhause vorlegte. In Frankreich erhoben dagegen die Schutzzöllner so laut sie nur durften ihre klagende Stimme, und da dem gesetzgebenden Körper nicht einmal Gelegenheit geboten wurde die Ermäßigungen des Tarifs zu prüfen, so schloß sich die politische Opposition ihren Beschwerden bereitwillig an. Auf beiden Seiten des Kanales aber waren die Gegner darin einig, daß der ganze Vertrag ein Schachergeschäft gewesen sei, durch das Napoleon unter Aufopferung blühender französischer Industriezweige Englands Willfährigkeit erkaufte, England aber gegen einen guten Markt für seine Baumwollwaren Savoyen preisgegeben habe. Wie einseitig ungerecht diese Urteile waren und welche segensreiche Folgen die neuen Verkehrsverhältnisse für beide Länder bringen sollten, konnte erst die Zukunft lehren; der unglaubliche Aufschwung des französischen Handels, der 1857 in Aus- und Einfuhr noch nicht drei, und 1865 schon über 7½ Milliarde Franken an Wert betrug, war die beste Rechtfertigung des kühnen Vertrages, der stets als eines der größten Verdienste Napoleons gelten wird.

Englische
Rüstungen.

Aber daß politische Beweggründe mächtige Triebfedern bei dieser Angelegenheit gewesen, blieb deshalb nicht minder wahr. Napoleon wünschte aus guten Gründen England zu fördern, ehe er mit der Aneignung von Savoyen und Nizza herausrückte, und ganz mißglückt war dieser Versuch jedenfalls nicht. Wenigstens die Manchesterleute glaubten an die Friedensliebe des Kaisers und bekämpften den Argwohn und die Furcht ihrer Landsleute in Wort und Schrift. Aber die Entrüstung über die französischen Annexionen, die Teilnahme für Belgien und die Schweiz, der Glaube an die Möglichkeit einer Gefährdung des eigenen Landes waren im britischen Volke doch stärker als Cobdens Beredsamkeit. Die Minister selbst befiel ein ernstes Gefühl ihrer Verantwortlichkeit. Schon 1847 hatte Wellington auf den schlechten Zustand der Verteidigungsmittel aufmerksam gemacht, und doch war seitdem nichts von Bedeutung geschehen. Eine Verschiebung der Machtverhältnisse zur See zu Ungunsten Englands ging ganz allmählich dadurch vor sich, daß die Benutzung der Dampfkraft und die Vervollkommnung der Artillerie, bald auch die Panzerung der Fahrzeuge, die alten Flotten mehr und mehr entwertete und dadurch den Vorsprung Englands aufhob. Betreffs der Landmacht konnte man natürlich nicht daran denken mit Frankreich zu wetteifern, und so brach sich die beängstigende Vorstellung Bahn, daß eine französische Landung schwer zu verhindern und ein gelandetes Heer noch schwerer zu vertreiben sei. Das heimische Wehrsystem mußte also

verbessert werden, und wie konnte das in diesem Lande, wo von großen stehenden Heeren und allgemeiner Dienstpflicht nicht die Rede sein durfte, anders geschehen als durch die Bildung einer gewaltigen freiwilligen Miliz? Darauf lief also das ungestüme Verlangen der öffentlichen Meinung hinaus, und wie mit einem Schlage wuchsen neue Milizregimenter aus dem Boden; schon im Juni 1860 konnte die Königin in London eine Musterung über 20 000 freiwillige Vaterlandsverteidiger halten, im nächsten Monate eröffnete sie das große Schützenfest der Freiwilligen in Wimbledon, im August marschierten in Edinburg 20 000 Schotten an ihr vorüber. Mochte viel Soldatenspielerei dabei mit unterlaufen, der Kern der Bewegung war doch gesund, und der Kaiser der Franzosen verstand die Sprache des Patriotismus vollkommen. Das englische Ministerium blieb an seinem Teile hinter dieser freiwilligen Bewegung nicht zurück. Am 23. Juli verlangte Lord Palmerston 11 Millionen Pfund zur Verteidigung der Küsten. Schwere Stürme, so äußerte er, ständen am Horizonte, und die nächste Gefahr drohe von Frankreich; trotz des Handelsvertrages sei England nicht sicher vor einem Ausbruch der Kriegslust seines Nachbarn; zur Verteidigung bedürfe Frankreich nicht der großen Flotte, die es sich schaffe; sei sie aber zum Angriff bestimmt, so müsse England sich vorsehen; eine Landung freilich fürchte er nicht, aber schon durch die Zerstörung der Arsenale könne das Land in die Gewalt des Feindes geraten. Napoleon beeilte sich natürlich darauf mit „offenherzigen Erklärungen“ zu antworten; in einem Briefe an Persigny, seinen Botschafter in London, klagte er in gekränktem Tone über diese kleinen Eifersüchteleien, dieses ungerechtfertigte Mißtrauen, das wohl zwischen Dieben, die sich gegenseitig übervorteilen wollen, aber nicht zwischen anständigen Leuten am Plage sei. Alles, was er damit erreichte, war, daß Palmerston im Parlamente sein Vertrauen zu der Fortdauer des Friedens aussprach, vorausgesetzt, wie er hinzufügte, daß England gerüstet gegen jeden Angriff sei; und das Unterhaus billigte diese Auffassung, indem es am 3. August 1860 die geforderten 11 Millionen einmütig bewilligte. So stand also England dem Kaiser nichts weniger als freundlich gegenüber, und wenn das Ministerium seine Friedensliebe auch durch das laue Verfahren gegenüber den Klagen der Schweiz zweifellos bethätigte, so durfte Napoleon doch ziemlich sicher sein, daß ein Angriff auf Belgien oder den Rhein England zu den Waffen rufen werde.

Eine Besprechung, welche die Königin Victoria am 12. Oktober 1860 in Koblenz mit dem Prinzregenten von Preußen unter Teilnahme der beiderseitigen Minister des Äußeren hatte, war auch ein Glied in der langen Kette der Mißtrauenserklärungen, die Napoleon sich durch die Erwerbung der italienischen Grenzprovinzen zuzog. Überhaupt waren die Fürstenbegegnungen in diesem unruhigen Jahre so zahlreich wie kaum zuvor. Des Fürstentages in Baden, auf dem der Prinzregent, umgeben von den deutschen Königen und mehreren Großherzögen und Herzögen,

Fürstenbegegnungen.

Frankreichs
Stellung.

Liberale Zu-
geständnisse
Napoleons.

Der Erlaß
vom 24. No-
vember 1860.

dem Kaiser Napoleon entgegentrat, der holländisch-belgischen Begegnung in Wiesbaden, der Zusammenkünfte von Teplitz, Salzburg, Warschau, die eine Annäherung zwischen Österreich einerseits, Preußen und Rußland andererseits zur Folge hatten, ist entweder schon gedacht worden oder wird noch gedacht werden. Sie alle trugen den Stempel des Argwohns gegen Napoleon an der Stirn und beglaubigten in gewissem Sinne die mißtrauische Erregung, welche die Völker ergriffen hatte. Unverkennbar war es, daß Frankreich in Europa augenblicklich ganz vereinsamt dastand, wenn man nicht etwa Italien, mit dem es doch den diplomatischen Verkehr abgebrochen, und Spanien, dem der Kaiser die Aufnahme unter die Großmächte zu verschaffen gedachte, als seine Bundesgenossen ansehen wollte. Gleichwohl war die Stellung Frankreichs dadurch in keiner Weise gefährdet; denn alle Mächte, die ans Schwert griffen, thaten es nur um sich zu verteidigen und von einem Angriff auf das Kaiserreich war nicht die Rede. Zuguterletzt fühlten sich die Franzosen wohl gar geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, die man ihnen von allen Seiten schenkte, und die Furcht, die man vor ihnen bezeugte; es befriedigte ihren Stolz zu sehen, wie vorsichtig man mit ihnen umging und wie sorgsam die fremden Regierungen sich hüteten ihren Herrscher zu reizen. Vollends als Lord Palmerston und Persigny bei dem Lord-Mayors-Bankette im November wieder friedliche und freundliche Reden miteinander austauschten, die unbequemste der Spannungen, die mit England, also beseitigt war, gewöhnte man sich auf die unruhige Beweglichkeit der übrigen Nachbarn mit einer Art wohlwollender Überlegenheit herabzusehen und die Herstellung der natürlichen Grenzen gegen Nord und Ost als eine bloße Frage der Zeit zu betrachten. Napoleon aber, der persönlich auf solche Vergrößerungen um ihrer selbst willen kein Gewicht legte, sondern als erstes und letztes Ziel seiner Politik doch immer nur die Befestigung seines Thrones verfolgte, hielt es an der Zeit durch die Erteilung einiger neuen Rechte an die Kammern nach außen hin ein Pfand für seine Friedensliebe und nach innen eine kleine Abschlagszahlung für die Ungeduldigen zu geben. Wenn er am 5. Januar 1860 im Ministerium des Auswärtigen Walewski durch Thouvenel ersetzt hatte, so wurde jetzt am 24. November Walewski an Foulds Stelle Staatsminister und einige Tage darauf Persigny für den Herzog von Padua Minister des Innern, während Billault und Magne ohne Portefeuille in das Kabinett eintraten. Ein kaiserlicher Erlaß vom 24. November gab dem Senate und der Kammer das Recht auf die Thronrede mit einer Adresse zu antworten; er versprach Änderungen in der Geschäftsordnung und größere Öffentlichkeit der Verhandlungen. Rundschreiben Persignys vom 5. und 8. Dezember empfahlen den Präfekten das Versöhnungswerk zwischen den Parteien zu vollenden, die ehrenwerten Männer der früheren Regierungen zum öffentlichen Leben heranzuziehen, der Presse einen größeren Spielraum zu gestatten und die Gewohnheiten der freien Diskussion zu begünstigen. Wenige Tage später zog der

Kaiser alle bisher den Zeitungen erteilten Verwarnungen zurück und verkündete volle Begnadigung für Preßvergehen. Es war wenig genug, was so gewährt wurde, viel zu wenig um irgend einen Gegner zu entwaffnen, aber auch zu wenig um dem kaiserlichen Regimente Schaden zu können; und dennoch war die leise Schwenkung, die das Kaiserreich damit vornahm, nicht wirkungslos; sie beruhigte die auswärtigen Mächte und sie befriedigte als ein Zeichen des Vertrauens und der Sicherheit die großen Massen, die nichts anderes wünschten als die Erhaltung des Bestehenden. Zog man dazu noch in Betracht, daß die französischen Waffen den unentbehrlichen Ruhm in China und Anam, in Syrien und Algier suchten und fanden, so hatte man Anhaltspunkte genug um für Europa eine friedliche Entwicklung hoffen zu dürfen.

Deutschland und die neue Ära.

Diese Friedenshoffnungen, die sich an die liberale Wendung der napoleonischen Politik knüpften, waren gleichsam stillschweigend auf die Voraussetzung gegründet, daß nur ein willkürlicher Krieg, wie man ihn von Frankreich befürchtete, ausbrechen könne; sie ließen die Möglichkeit völlig außer acht, daß Deutschland auf ähnlichem Wege wie Italien die Schäden, an denen es litt, zu heilen und zur nationalen Einheit durchzudringen versuchen könnte. In der That war zu keiner Zeit der Glaube, daß unser Vaterland auf friedlichen Bahnen seine Umgestaltung vollziehen werde, verbreiteter als in den Tagen, wo Cavour starb und Napoleon sich friedlichen Reformen zuzuwenden schien. Offen lag es vor den Blicken aller Welt, daß eine mächtige Gärung das ganze Land durchzog und ein Aufschwung des nationalen Geistes sich vollzogen hatte, wie ihn ein halbes Jahrzehnt früher niemand für möglich gehalten hätte. Drei schnell aufeinanderfolgende Ereignisse hatten diese Erweckung und Neubelebung der vaterländischen Hoffnungen veranlaßt: der Wechsel des Regierungssystems in Preußen, den andere deutsche Staaten bald nachahmten, das Vorbild des italienischen Volkes, das mit schnellen Schritten seiner staatlichen Einigung entgegeneilte, und die Befürchtung eines Krieges mit Frankreich, der alle Parteien gleichmäßig zur Abwehr bereit fand.

Der traurige Zustand, der seit den Tagen von Olmütz in Preußen herrschte, war, solange Friedrich Wilhelm IV. am Staatsruder blieb, in keiner Weise erfreulicher geworden. Die Unsicherheit der auswärtigen Politik während des Krimkrieges und ihre Heftigkeit in der Neuenburger Frage trug nur zu sehr den Stempel der eigenen Persönlichkeit des Königs, als daß eine Änderung bei seinen Lebzeiten hätte erwartet werden können. Die Grundsätze, von denen er sich leiten ließ, und die Interessen, welche er verfolgte, waren zuletzt wenig mehr als persönliche Schrullen, die sich in seinem kranken Geiste aus ursprünglich hochsinnigen und edlen Gedanken zu fixen Ideen verdichtet hatten. Leiden-

Das Ende
der Reaction.